Die Aehrenleserin

Nachgelassene Erzählungen

Verfasser des Ostereier

Christoph von Schmid.

Herausgegeben

von

Albert Werfer.

Die Blumenfreunde. — Die Aehrenleserin. — Gottlieb Reinhold.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1856.

Universitäts-
Bibliothek

Vorrede.

Unter den hinterlaſſenen Schriften des verewigten Verfaſſers der Oſtereier mögen die hier folgenden Erzählungen die erſte Stelle einnehmen. Sie ſind wörtlich nach dem Original-Manuſcripte abgedruckt und enthalten drei liebliche Familienbilder.

Die erſte Erzählung „die Blumenfreunde“ hat Chriſtoph von Schmid in ſeinem letzten Lebensjahre verfaßt und dem Unterzeichneten wenige Wochen vor ſeinem Tode noch ſelbſt vorgeleſen. Er ſetzt darin den Blumen, die er ſo ſehr liebte, gleichſam noch ein kleines Denkmal.

Auch die Abfaſſung der zweiten Erzählung „die Aehrenleſerin“ fällt in das letzte Lebensjahr Chriſtoph von Schmids, ja iſt vielleicht die letzte Erzählung, die er geſchrieben hat. Der Verewigte erinnert darin an Scheiden, Heimgehen und Wiederſehen. Ein beſonderer

Ton der Wehmuth durchdringt das ſchöne Erntelied, das er der Aehrenleſerin in den Mund legt und deſſen letzte Strophe lautet:

Falle, falle goldne Aehre
Reif vom Sonnenſtrahl,
Falle, falle goldne Aehre
Alles fällt einmal!

Kurze Zeit darauf, nachdem der edle Greis dieſe Worte niedergeſchrieben, fiel auch er zur Erntezeit, einer goldnen Aehre gleich, raſch unter der Senſe des Todes, — reif für des Himmels Scheune!

Die dritte Erzählung „Gottlieb Reinhold“ iſt aus früherer Zeit. Dieſes bewegte Familienbild gewinnt dadurch noch beſonders an Reiz, daß es den großartigen Orden der Kirche, der ſich der Erlöſung der chriſtlichen Sklaven widmete, zu ſeinem Hintergrunde hat. Die chriſtliche Liebe wird darin verherrlicht.

Mögen die verehrten Leſer und Leſerinnen der Chriſtoph Schmidſchen Schriften anſtatt der Blumen von ſeinem Grabe dieſe letzten Geiſtesblüthen des Verfaſſers der Oſtereier freundlich aufnehmen!

Albert Werfer.

I.

Die Blumenfreunde.

Erſtes Kapitel.

Der Gärtner.

In einem abgelegenen, aber ſehr ſchönen, maleriſchen Thale zwiſchen Wald und Felſen ſtand, nicht gar weit von einem freundlichen Dörflein entfernt, ein einſames Haus. Hier wohnte der Gärtner Weſt. Vor einigen Jahren ward das Haus, ein ehemaliges Fiſcherhaus, zum Verkauf ausgeboten. Es war von einem kleinen Garten und einer groſſen Wieſe umgeben. Ein klarer Bach floß daran vorbei. Der Fiſcher hatte ein Haus im Dorfe geerbt, das ihm bequemer war.

Gärtner Weſt kam hieher, beſah das Haus, unterſuchte Grund und Boden der Wieſe, und kaufte das Gütchen. Er ließ das Haus, das nur mit Stroh gedeckt war und eben nicht baufällig, jedoch etwas vergangen und unſcheinbar war, ausbeſſern, das Strohdach aber blos erneuern.

Er miethete nun zwei rüſtige Tagwerker und ſchuf mit ihrer Beihülfe die Wieſe hinter dem Hauſe zu einem groſſen Garten um. Den groſſern Theil davon beſetzte er mit Obſtbäumen der edelſten Art, den andern Theil ließ er zu Gartenbeeten umgraben. Die grüne Hecke, mit der die Wieſe eingezäunt war, wußte er ſo gut in Ordnung zu bringen, daß ſie ſich ſehr ſchön ausnahm. Das Gärtchen vor dem Hauſe beſtimmte er zu Blumen.

An der sonnigen Vorderseite des Hauses pflanzte er einen Weinstock, der die Wand bald bis hinauf an das gelbe Strohdach mit seinen schönen, grünen Blättern bekleidete. Auch die neugesetzten Bäume im Garten wuchsen sehr schön heran, da Grund und Boden nicht besser hätte seyn können, und das nahe Bächlein Wasser zum Gießen im Ueberflusse darbot.

Nicht lange, nachdem der Gärtner in dem Thale angekommen war, das Haus in einen wohnlichen Zustand gebracht, aber mit Anlegung des Gartens noch Vieles zu thun hatte, kamen seine Frau und seine Tochter an. Ihre Kleider waren zwar von einem zierlicheren Schnitte, als es hier bei den Landleuten gebräuchlich war, aber sehr einfach und nur von grünem Wollenzeuge; so wie denn auch der Vater eine grüne Kleidung trug, wie die Gärtner ansehnlicher Herrschaften sie zu tragen pflegen.

Die Einwohner des Dorfes empfanden vor der kleinen Gärtnerfamilie bald hohe Achtung. Der Vater zeigte sich als einen sehr vernünftigen Mann, der ihnen in mancher Verlegenheit den besten Rath zu geben wußte. Mutter und Tochter waren gegen alle Leute im Dorfe sehr wohlwollend und freundlich, aber mit Niemand vertraut.

Das Gras des Baumgartens vermietheten sie, gegen eine sehr billige Abgabe von Milch und Dünger. Was der Gemüsegarten hervorbrachte, und sie nicht für den eigenen Hausgebrauch nöthig hatten, verschenkten sie an die Armen des Dorfes. Nur den Vermöglichen gaben sie es gegen eine kleine Bezahlung, weil sonst

der Andrang von Solchen, die gerne Alles unentgeldlich gehabt hätten, zu groß geworden wäre.

Die nöthige Hauseinrichtung ließen sie von den Handwerkern im Dorfe verfertigen und bezahlten das Bestellte, obwohl es etwas unvollkommen war, sehr gut; sie brachen an dem verlangten Lohne nichts ab, sondern gaben manchmal noch etwas darüber. Die Dorfbewohner sagten oft zu einander: „Es ist ein rechtes Glück, daß diese fremden Gärtnersleute hieher gekommen sind. Sie haben uns schon viele Wohlthaten erwiesen. Sie sind sehr gutherzig, ja sie müssen auch sehr reich, oder doch recht wohlhabend seyn.“

Allein dieses kam auf einmal ganz anders. Die Familie hatte aus ihrem Vaterlande eine Geldsendung erwartet; diese blieb aber wegen der bürgerlichen Unruhen daselbst aus. Sie mußte sich nun sehr einschränken. West hatte in einem Frühbeete Melonen, und in einem kleinen Glashause Ananas gezogen. Auch die Bäume des Gartens trugen bereits sehr edles Obst. Alle diese Früchte ließ er nun, anstatt etwas davon zu genießen, durch eine ehrliche Base im Dorfe, die mit Allerlei handelte, bei den Herrschaften der Umgegend verkaufen.

Diese Früchte, die hier zu Lande selten waren, wurden sehr gut bezahlt. „Brod,“ sagte der Vater, „ist uns nöthiger, als Melonen und Ananas; Millionen von Menschen haben nie dergleichen verkostet; aber ohne das tägliche Brod kann in unserm Welttheile, wenigstens in unserm Lande, kein Einziger leben. Und so köstliche Früchte die Aprikosen und Pfirsiche sind, die

Erdäpfel sind dennoch eine nahrhaftere und deßwegen schätzbarere Gabe Gottes."

Der Vater hatte bisher täglich ein Gläschen Wein getrunken, jetzt konnte er es nur mehr am Sonntage sich gestatten. „Der Wein," sagte er, „schmeckt mir aber nun um so besser." „So," sagten Mutter und Tochter, „geht es uns mit dem Kaffee. Als wir ihn alle Tage tranken, wurde er uns so alltäglich, daß wir ihn wenig mehr achteten. Nun aber ist er uns am Sonntage ein wahres Festgetränk, auf das wir uns die ganze Woche hindurch freuen."

Allein bei aller Sparsamkeit hätte die Familie bald wirklich Noth leiden müssen, und sich nicht mehr zu helfen gewußt. Da fand Amalia, die Tochter, ein Mittel, die geliebten Aeltern vor Mangel zu schützen, ja fast ganz zu ernähren. Sie hatte in früheren Jahren das Blumenmachen gelernt, und auch hier noch diese Kunst, blos aus Vergnügen und zu ihrer Unterhaltung getrieben. Jetzt verlegte sie sich mit allem Ernste darauf und bildete sich, vermöge ihres Talentes und Fleißes, zur wahren Künstlerin.

Die wackere Bötin aus dem Dorfe, die bisher die Melonen, Ananas und das feine Obst so gut verkauft hatte, übernahm es, die Blumen in Städten und adeligen Schlössern zu verkaufen. Die schönen Blumen fanden großen Beifall. Es war bald nicht mehr nöthig, die Blumen zum Verkaufe anzubieten. Amalia bekam von Herrschaften und Kaufleuten viele Bestellungen. Sie arbeitete daher vom frühen Morgen bis zum späten

Abende mit noch größerem Fleiße, aus Liebe zur Kunst, aber noch vielmehr aus Liebe zu ihren Aeltern. Sie war hoch erfreut und schätzte sich glücklich, ihre Aeltern unterstützen zu können.

Zweites Kapitel.

Eine weise, liebevolle Lehrerin.

Amalia hatte ihre Bildung an Verstand und Herz der guten Erziehung, die ihre Aeltern ihr gegeben, und dem Unterrichte der vortrefflichen Lehrerinnen in einem Institute für die weibliche Jugend zu danken. Die ausgezeichnetste unter ihnen war Antonie. Amalia hatte zu ihr das vollkommenste Zutrauen gefaßt, und noch immer empfand sie die kindlichste Liebe zu ihr. Antonie war auch eine große Künstlerin im Blumenmachen; sie lehrte auch Amalia, die große Lust und seltene Talente dazu zeigte, in freien Nebenstunden diese Kunst.

In der Folge wurde das klösterliche Institut aufgehoben. Amalia hatte dieses mit Betrübniß vernommen; eben so groß aber war ihre Freude, als sie jetzt vernahm, ihre Lehrerin Antonie sey in der Residenzstadt Erzieherin adeliger Kinder geworden. Amalia schrieb ihr unverzüglich. Sie erzählte, wie ihr Vater sich mit Gartenbau beschäftige, und noch immer Freude an schönen Blumen habe; wie aber sie selbst mit Blumenmachen das tägliche Brod verdiene, und sich glücklich schätze, ihre Aeltern zu ernähren. „Auch dieses Glück,“

ſchrieb ſie, „habe ich Ihnen zu danken, theuerſte Lehrerin!“ Sie legte als einen kleinen Beweis ihrer fortwährenden innigen Dankbarkeit und Verehrung ein Schächtelchen mit Antoniens Lieblingsblümchen bei — einige Veilchen und Maienblümchen, die ſo kunſtreich gemacht waren, daß ſie ganz Natur ſchienen; man meinte, ſie ſeyen eben jetzt gepflückt worden.

Antonie antwortete ihr höchſt liebreich, und mit dem Briefe kam eine große Schachtel voll Wurzelknollen von Blumen. „Dieſe Blumen,“ ſchrieb Antonie, „die man Georginen oder Dahlien nennt, ſind wunderſchön und werden dir, liebe Amalia, und deinem verehrten Vater große Freude machen. Hier in der Reſidenz ſind ſie noch nicht lange bekannt; in deinem abgelegenen Thale aber werden ſie gewiß noch gänzlich unbekannt ſeyn.“ Auf einem beiliegenden Zettelchen war bemerkt, wie die Blumen zu behandeln ſeyen.

Der Vater brachte die knolligen Wurzeln in die Erde. Sie trieben bald hohe Stengel mit breiten, dunkelgrünen Blättern, und große Knospen; und als endlich die Blumen ſich entfaltet hatten und in voller Blüthe ſtanden, war Amalia über den herrlichen Anblick erſtaunt und entzückt. „O welche prächtige Farben!“ rief ſie. „Dieſe Blume hier, wie tief purpurroth iſt ſie! Die da iſt weiß wie Schnee! Jene dort ſind hochroth und feurig! Jene vom reinſten Gelb! Andere ſind, wie vom feinſten Pinſel, mit verſchiedenen Farben überaus zart bemalt. Und wie ſind alle Blumenblättchen, gleich kleinen Muſchelchen, ſo zierlich einwärts gebogen, wie ich es noch an keiner Blume bemerkte!

Wie ſchön und nett ſind alle Blättchen geordnet! Die kleinſten umgeben in Kreiſen die Mitte der Blume, und immer größere folgen, bis an den Rand! Ich getraute mir nicht, eine ſolche Blume nachzubilden. Wie iſt doch Gott ſo mächtig!"

„Ja," ſprach der Vater, „eine ſolche Blume iſt, wie eine jede andere, ein Wunder der göttlichen Allmacht. Wer kann ergründen, was in den unanſehnlichen knolligen Wurzeln vorgehe, daß der Saft darin ſich zu ſo herrlichen Blumen geſtalte? Der größte Gelehrte kann dieſes nicht erklären, noch vielweniger eine ſolche herrlich aufblühende Blume hervorbringen. Wir Menſchen wiſſen und können gar nicht viel; wir können nur bewundern und anbeten. So oft ich dieſe mir bisher unbekannte Blumen betrachte, fallen mir immer die Worte ein: „O Herr, wie ſind deiner Gedanken ſo viele!"

Drittes Kapitel.

Ein vornehmer Fremder.

Nach einigen Tagen kam eine prächtige Kutſche mit vier Pferden angefahren. Ein vornehmer Herr ſaß darin — ein Graf, der ein leidenſchaftlicher Blumenliebhaber war, und ſeinen Stolz darein ſetzte, die ſchönſten Aurikeln, Hyazinthen, Tulpen und Nelken zu beſitzen. Seine Töchter hatten geſtern einem Bedienten aufgetragen, bei der geſchickten Blumenmacherin Ver-

gißmeinnicht und Roſenknoſpen zu kaufen. Der Bediente konnte, als er zurück kam, nicht genug erzählen, welch' herrliche Blumen der arme Gärtner habe. „Dergleichen," ſagte er, „giebt es in unſerm Schloßgarten nicht, ſo prächtig er auch iſt!"

Der Graf wollte ſelbſt ſehen. Er fuhr hin, wiewohl er zwei bis drei Stunden zu fahren hatte. Schon bevor er ausſtieg, noch in der Kutſche ſitzend, blickte er voll Verwunderung auf den prachtvollen Blumenflor der Georginen, die auf hohen Stengeln prangend, das mit Stroh bedeckte Haus umgaben.

Weſt, der ſeinen Rock ausgezogen hatte, und mit grüner Gärtnerſchürze umgürtet und mit einer Gießkanne in der Hand eben die Blumen begoß, ging dem vornehmen Fremden entgegen und neigte ſich vor ihm. Der Graf begrüßte ihn aber nur flüchtig, und ſagte: „Ich bin der Graf von Sternau, und komme blos, Eure ſchönen Blumen zu ſehen, mein lieber Gärtner!" Er eilte ſogleich auf die Blumen zu, und konnte faſt nicht aufhören, ſie zu beſehen und zu bewundern.

Endlich wandte er ſich zu Weſt, der indeſſen ſeinen grünen Sommerrock von wollenem Zeuge angezogen hatte, betrachtete ihn näher, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und erſtaunte, in ihm einen Mann von würdigem Anſehen und von einem Anſtande zu erblicken, als hätte er von jeher an einem großen Hofe gelebt. Weſt bat ihn, es nicht zu verſchmähen, auf einige Augenblicke unter ſein niedriges Dach einzugehen. Der Graf war überraſcht, in dem Hauſe ein zwar kleines, aber ſehr niedliches Zimmer mit ſchönen

blauen Tapeten und einigen Kupferſtichen in goldenen Rahmen zu erblicken, wiewohl die übrigen Möbel faſt alle nicht beſſer waren, als ſie bei ordentlichen Landleuten zu ſeyn pflegen.

Amalia ſaß an ihrem Arbeitstiſchchen. Sie ſtand auf, neigte ſich vor dem fremden Herrn, ſetzte ſich aber ſogleich wieder zu ihrer Arbeit. Unter den ſchönfarbigen Seidenzeugen und allerlei Geräthen zum Blumenmachen lagen ein paar zierlich gebundene franzöſiſche Büchlein. Der Graf redete Amalia franzöſiſch an. Sie antwortete in ſo reiner Ausſprache, als wäre ſie in Paris erzogen worden.

Wen bat den Grafen, auf dem mit grünem Wollenzeuge überzogenen Kanapee Platz zu nehmen, und ſetzte ſich zu ihm. Ueber dem Kanapee hing ein kleines Gemälde an der Wand, das der Graf bewunderte und ausnehmend ſchön nannte. Amalia hatte es von ihrer verehrten Lehrerin Antonie zum Andenken erhalten. Es ſtellte Chriſtus den Herrn vor, der ſeine Jünger lehrend, auf eine Lilie zeigt. „Das kleine Bild," ſagte der Graf, „erinnert ſehr ſchön an die große Lehre Jeſu: „Betrachtet die Lilien; ich ſage euch, daß ſelbſt Salomon in all ſeiner Pracht nicht ſo herrlich bekleidet war, als eine aus ihnen."

„So hat mich immer gefreut," ſprach Wen, „daß Frankreich Lilien im Wappen führt. Ihre zarten Blätter übertreffen die feinſten Gewebe von Menſchenhand; ihrem einfachen, glänzend weißen Schmucke kommen die prächtigſten Stoffe königlicher Kleider nicht gleich. Die Lilie erinnert jeden Menſchen, der ſie aufmerkſam be-

trachtet, ja selbst die Könige der Erde, an den höchsten König und Herrn, der die Blumen und alle Pracht Himmels und der Erde geschaffen hat. — Ich habe irgendwo gelesen, daß die Lilien aus Veranlassung der heiligen Clotilde, der ersten christlichen Königin Frankreichs, in das französische Wappen gesetzt worden. Clotilde war ausgezeichnet an Schönheit und Unschuld. Sie hielt auch, so gütig und mild sie war, sehr streng und mit Ernst auf reine Sitten ihrer Hofdamen. Möchten doch alle Menschen in Frankreich und Deutschland reinen Herzens seyn; möchten sie nie Arglist gegen Unschuld und Tugend, oder sonst ehrgeizige, eigennützige Anschläge im Schilde führen! Wären doch die reinen Lilien Frankreichs nie mit Blut befleckt worden!"

„Die Bemerkungen," sagte der Graf, „die Sie über die Lilien machen, sind treffend, aber ernster Art. Ich habe noch andere gehört, die wenigstens witzig sind. Man wollte das Gesetz, daß die Frauen, die Gemahlinnen und Prinzessinnen der Könige von Frankreich, nicht zur königlichen Krone gelangen können, mit dem Ausspruche der heiligen Schrift rechtfertigen: „Die Lilien spinnen nicht."

„Dieß ist allerdings witzig", sprach West; „mir kommt aber eben ein Chronologikon zu Sinn, das noch witziger, jedoch sehr ernster Natur ist. Ein sinnreicher Kopf, ich weiß nicht mehr welcher, benannte eine Schlacht, die Frankreich verlor, mit einem einzigen Worte, in dem jeder Buchstabe eine römische Zahl ist, und die alle zusammen das Jahr der verlornen Schlacht bezeichnen LILICIDIUM: die Niederlage der Lilien im Jahre 1709.

„Ach," fuhr er fort, „möchte Frankreich, mein theures, noch immer geliebtes Vaterland, seit einigen Jahren her nicht unendlich mehr verloren haben, als in jenem Jahre! Denn jede, auch gewonnene Schlacht ist ein großer Verlust an Blut und Menschenleben!"

Beide Herren vertieften sich nun in Gespräche von den großen Weltbegebenheiten. Amalia sah, daß der Graf noch länger bleiben werde, und brachte auf einem Teller von Steingut einige Pfirsiche, und bedauerte, daß in dem Hause weder Wein noch Bier sich befinde, sondern nur Milch. Der Graf bat blos um ein Glas Wasser. Amalia ging, und kam nach einer kleinen Weile, in der einen Hand das Glas Wasser auf einem Teller, in der andern einen großen Blumenstrauß von den schönsten Georginen aller Farben in einem Porzellan-Gefäße, das sie auf den Tisch stellte.

Viertes Kapitel.

Die Geschichte des Gärtners.

Je länger der Graf mit Wen sprach, deste mehr erstaunte er. Er sah wohl, daß er keinen gewöhnlichen Gärtner vor sich habe. „Dieser Mann," dachte er, „hat so mannigfaltige Kenntnisse, ist mit den Weltbegebenheiten so vertraut, in der französischen Literatur so bewandert, fällt über Menschen und Bücher so richtige Urtheile, spricht die französische Sprache so rein und geläufig, versteht auch Latein, hat die lateinischen

Schriftſteller vollkommen inne und weiß die Geſchichtſchreiber des alten Roms ſo gut auf unſere aufgeregten Zeiten und bürgerlichen Unruhen anzuwenden, daß ich mich nicht genug darüber verwundern kann."

Er ſchwieg eine Weile und rief dann laut: „Aber, mein lieber, verehrter Herr! ſagen Sie mir doch, wer Sie eigentlich ſind, und wie, um des Himmelswillen, Sie in dieſen Winkel der Erde geworfen wurden. Sie führten nicht von jeher den gemeinen Namen Weſt, und Ihre Schickſale müſſen ganz außerordentlich ſeyn, daß Sie aus einem Staatsmanne und Gelehrten ein Gärtner geworden!"

„Vor Ihnen, Herr Graf," ſprach Weſt, „mache ich aus meinem wahren Namen kein Geheimniß. Ich rechne auf Ihre vollkommenſte Verſchwiegenheit." Er nannte einen berühmten Namen aus einem der erſten Häuſer Frankreichs. Der Graf ſtand auf, bezeigte ihm ſeine Ehrfurcht, und verneigte ſich auch vor Amalia, als einem Fräulein von hohem Adel.

„Meine Geſchichte," ſprach Weſt, der durchaus nicht anders genannt ſeyn wollte, „iſt folgende, und ich werde ſie ſo kurz faſſen, als möglich.

Ich wurde in Paris geboren. Sobald ich das erforderliche Alter erreicht hatte, hielt mein Vater mir einen Hofmeiſter, einen Abbe, einen ſehr würdigen Geiſtlichen von gründlichen Kenntniſſen und dem edelſten Charakter. Der weiſe Erzieher ſprach zu meinem Vater, in der Stille des Landlebens werde die Erziehung beſſer gedeihen, als in dem Geräuſche der

großen Welt. Mein Vater gab ihm Recht und sprach: „Ich denke, jenes meiner Landgüter, das sich in Elsaß befindet, wäre dazu am geeignetsten. Dort kann mein Sohn sich auch in der deutschen Sprache üben. Das wird ihm bei seinen künftigen Reisen gut kommen, und vielleicht wird er einmal gar noch Gesandter an einem deutschen Hofe."

Der Vater fuhr mit mir und meinem Lehrer hin. Das Schloß liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, und ist von Gärten und Weinbergen umgeben. Mir gefiel es da sehr wohl. Ich verlegte mich nun mit brennendem Eifer auf das Studieren. Meine Wißbegierde glich einer Art von Heißhunger, der nicht zu sättigen war. Ich saß immer bei den Büchern oder am Schreibtische. Mein Lehrer suchte meinen zu großen Eifer zu mäßigen, und wehrte mir ab, mich nicht zu sehr anzustrengen. Aber seine Mühe war beinahe vergebens. Nach einiger Zeit wurden meine rothen Wangen bleich. Alle mir eigene Lebhaftigkeit und Munterkeit verschwand. Ich mochte nicht mehr essen, und konnte nicht mehr schlafen. Mein Lehrer berichtete dies meinen Aeltern. Vater und Mutter kamen eilig, und brachten einen der besten Aerzte aus Paris mit. Der Arzt sagte: „Diese Kränklichkeit rührt lediglich von ununterbrochen anhaltender Anstrengung des Kopfes her. Bei Erziehung der Jugend muß Kopfarbeit und Handarbeit vereinigt werden." „Wie," rief meine Mutter, „soll der junge Herr Holz hacken oder sägen?" Der Arzt erwiederte: „Das nun eben nicht! Allein der große, schöne Garten am Schlosse wird ihm eine sehr ange-

nehme Beschäftigung darbieten; er findet da für beide Hände genug zu thun."

Das ließ ich mir gefallen. Ich war wohl schon täglich in den Garten gekommen, aber nie ohne ein Buch in der Hand. Ich hatte schon damals große Freude an den Blumen. Auch sah ich dem Gärtner bisweilen bei seiner Arbeit zu; nunmehr legte ich aber selbst Hand an. Ich setzte, unter Anleitung des Gärtners, Gemüßpflänzchen, auch wohl junge Bäume; und grub manchmal, im Schweiße meines Angesichts, den Boden ein wenig um. So wechselte ich nun immer mit Studieren und Arbeiten, und meine Gesundheit wurde, ohne Arznei, vollkommen hergestellt.

Nach einigen Jahren schickte mein Vater mich auf die hohe Schule, und dann auf Reisen. Ich durchreiste Frankreich, Italien und einen Theil von Deutschland. Nach meiner Zurückkunft stellte mein Vater mich dem Könige vor, der mich höchst gnädig aufnahm Auch bei dem ganzen Hofe fand ich Beifall.

Jetzt aber fieng, gleich einem schweren Ungewitter, die Revolution an über Frankreich hereinzubrechen, den Thron zu erschüttern und über das ganze Land unermeßliches Elend zu verbreiten Ich blieb dem Könige getreu; ich widersetzte mich offen und freimüthig jeder Maaßregel, die dem Throne nachtheilig war, und auch für das Volk verderblich werden mußte. Der beste meiner Freunde, auch von hohem Adel, dachte im Herzen wie ich. Allein er war vorsichtiger und zurückhaltender. Er warnte mich öfter, aber immer vergebens.

Eines Abends kam dieſer mein Freund eilends zu mir und ſprach: „Was ich vorhergeſagt habe, geſchieht nun! Die Feinde des Thrones haben deinen Tod beſchloſſen; ſchon iſt der Befehl gegeben, dich zu verhaften. Es bleibt dir nichts übrig, als auf der Stelle zu entfliehen und Frankreich ganz zu verlaſſen. Ich habe dafür geſorgt, daß du es ohne Gefahr thun kannſt. Sieh, da habe ich dir, meinem hochadeligen Freunde einen ehrlichen Abſchied als meinem bisherigen Gärtner ausgeſtellt. Ich ſage in dieſer Urkunde, daß ich es jetzt für nothwendig erachte, meinen hohen adeligen Ton herabzuſtimmen, mich blos bürgerlich einzurichten und die meiſten meiner Diener, auch meinen ſehr kunſtreichen Gärtner Weſt, zu entlaſſen. Dieſen deutſchen Namen gebe ich dir, weil du damit leichter über die Grenze kommen wirſt, als mit einem franzöſiſchen; daß du dich auf die Gartenkunſt verſteheſt, kann ich dir aber mit gutem Gewiſſen bezeugen. Du haſt ja deine eigenen Gärten, anſtatt des alten Schnörkelwerkes und der wie Kugeln zugeſchnittenen Bäume, geſchmackvoller angelegt, und ich habe dich öfter im Garten arbeitend gefunden. Auch habe ich für dich eine hübſche Livree bei Handen, die ich für einen Gärtner auf einem meiner Landſitze machen ließ. Sie iſt noch ganz neu und wird dir vollkommen paſſen. Einen Torniſter werde ich dir auch geben, worein du Leinwand und anderes für die Reiſe Nöthiges packen kannſt. Deinen Demantring und deine goldene, mit Brillanten beſetzte Uhr laſſe zurück. Geld nimm aber ſo viel mit dir, als du vorräthig'

haſt und bequem tragen kannſt; ſollte es nicht genug ſeyn, ſo bin ich bereit Dir noch mehr zu geben.

Was nun deine Gemahlin und deine Tochter betrifft," ſprach er weiter, „ſo werden wohl auch ſie aus Frankreich entfliehen müſſen. Mit dir zu gehen, wäre jedoch nicht rathſam. Es würde Aufſehen erregen. Aber in Frankreich bleiben, können ſie eben ſo wenig. Deine Feinde werden, wenn ſie dich vermiſſen, der Meinung ſeyn, du habeſt dich irgendwo verſteckt, ſie werden dir überall nachſpüren, und wenn ſie dich nicht finden, deine Gemahlin und Tochter, die ſich gegenwärtig auf deinem Landgute befinden, gefangen nehmen und mit dem Tod bedrohen; dadurch würdeſt du, nach ihrer Meinung, ſicher zum Vorſchein kommen, um ſie zu retten. Sey aber unbeſorgt, ich werde ſie in meinen Schutz nehmen, und Sorge tragen, daß auch ſie glücklich nach Deutſchland entkommen. Da du gegenwärtig nicht weißt, wo du einen ſichern Aufenthalt finden wirſt, und ſich alſo jetzt nicht beſtimmen läßt, wo du ſie wieder treffen kannſt, ſo werde ich ihnen ſchon Anleitung geben, wie ſie dich ſicher finden können. Reiſe nur ſobald es dunkel, ja vollkommen Nacht iſt, ab, lebe wohl, und Gott ſey mit dir!"

Das Zeugniß meines klugen Freundes, deſſen Namen bekannt war und damals in Frankreich überall einen guten Klang hatte, half mir ohne Anſtand über die Grenze.

In Deutſchland fand ich aber einmal ein faſt unüberſteigliches Hinderniß, weiter reiſen zu können. Ich kam in einen Flecken, in welchem ein deutſcher Fürſt ſeinen Sommeraufenthalt hatte. Der Beamte las mein Zeug-

niß und begab ſich damit zum Fürſten. Der fürſtliche Gärtner war vor kurzer Zeit geſtorben, und der Fürſt wünſchte einen anderen, einen vorzüglich geſchickten Mann in ſeine Dienſte zu erhalten. Er ließ mich rufen. Meine größte Empfehlung war, daß ich aus Frankreich komme. Es wurden mir ſehr günſtige Bedingungen gemacht. Ich hatte in der That Mühe, mich loszureißen. Der Fürſt erſuchte mich nun, doch wenigſtens zwei Tage zu bleiben, ſeine Gärten in Augenſchein zu nehmen, und deren Verbeſſerungen vorzuſchlagen. Es war gut, daß ich mein krummes Gartenmeſſer und meine Inſtrumente zum Propfen und Okuliren der Bäume mitgenommen hatte. Ich mußte auch verſprechen, daß ich, ſobald es meine Umſtände geſtatten würden, wieder kommen wolle.

Nun richtete ich meine weitere Fußreiſe hieher, in dieſe gebirgige Gegend, die mir auf meinen ehemaligen Reiſen durch Deutſchland ſehr wohl gefallen hatte; auch war ich überzeugt, der Schauplatz des drohenden Krieges werde ſich wohl nie bis hieher erſtrecken. Das Haus, das ich bewohne, war eben feil. Ich kaufte es, und ließ es im Aeußern unverändert. In der That ſieht es auch nicht beſſer aus, als das geringſte Haus im Dorfe. Nur dieſes Zimmer hier habe ich mit eigener Hand tapezirt, damit der Aufenthalt dahier meiner Gemahlin etwas erträglicher werden möge. Die wenigen, aber ſehr guten Kupferſtiche, nebſt einigen franzöſiſchen und deutſchen Büchern, die für mich noch einen größern Werth hatten, habe ich aus der Verlaſſenſchaft eines verſtorbenen Pfarrers, nicht weit von hier, gekauft.“

Fünftes Kapitel.

Geſchichte der Frau des Gärtners.

„Nach langem Sehnen," ſprach Herr Weſt weiter, „las ich eines Tags in der Frankfurter Zeitung, die durch allerlei Zufälle verſpätete Anzeige: „Gärtner Weſt wird erſucht, ſeine Adreſſe an die Expedition zu ſenden, wo man ihm angenehme Nachrichten ertheilen werde."

Ich reiste unverzüglich hin; zu meiner unausſprechlichen Freude fand ich dort Frau und Tochter geſund und wohl. Wir dankten alle drei Gott, daß Er uns aus ſo vielen Gefahren errettet hatte.

Meine Frau erzählte mir nun, wie es ihr gelungen, den Mörderhänden unſerer Feinde zu entrinnen.

„Der treue Freund," erzählte ſie, „der dir ſo glücklich durchgeholfen hatte, half auch mir und unſerer Tochter. Er beſuchte mich eines Abends ganz unerwartet und ſehr ſpät, und kündigte mir an, daß mir keine andere Wahl bleibe, als Frankreich zu verlaſſen, oder nebſt meiner Tochter in das Gefängniß geworfen zu werden. Die Feinde Ihres Gemahls, ſagte er, ſind wüthend, daß ſie ihn nirgends auffinden können. Auf alle Ihre beweglichen und unbeweglichen Güter iſt Beſchlag gelegt. Sie können Ihre prächtige Wohnung in Paris mit keinem Fuße mehr betreten. Morgen des Tags werden die Räuber hieher kommen, um dieſes ſchöne Landhaus in Beſitz und, ohne Zweifel, Sie ſelbſt gefangen zu nehmen. Ergreifen Sie alſo ohne Zögern die Flucht."

„Mein Gott!“ rief ich, indem ich weinend die Hände zusammenschlug, „wie kann ich unglückliche, verfolgte Mutter mit meiner geliebten Tochter, unter so augenscheinlichen Todesgefahren diese Flucht wagen?“ Beruhigen Sie sich, sprach der edle Freund, dafür ist schon gesorgt. Der deutsche Gesandte, der öfters Ihr Haus besuchte, und ein Freund ihres Gemahls ist, wird morgen oder übermorgen abreisen, weil der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland erklärt ist. Er ist bereit, Sie und Ihre Fräulein Tochter in sein Gefolge aufzunehmen. Nur müssen Sie sich gefallen lassen, für die Kammerfrau und Ihre Fräulein Tochter für ein Kammermädchen seiner Gattin zu gelten, was Sie aber wohl nicht schwer ankommen wird, indem ja diese vortreffliche Frau ohnehin Ihre vertraute Freundin ist. Packen Sie also nur sogleich Kleider, Weißzeug, Pretiosen und Geld in den Koffer, und kommen Sie mit mir.“

„Ach,“ seufzte ich, „meine vorzüglichsten Kostbarkeiten sind in meiner Wohnung zu Paris aufbewahrt. Von Schmuck und an Geld habe ich nur wenig mit hieher auf das Land genommen.“

„Das dachte ich wohl,“ sagte der treue, biedere Freund. „Nehmen Sie da diese goldene Repetiruhr, die Sie kennen; diese zwei Rollen Geld aber, als ein kleines Anlehen, das Sie zu besseren Zeiten, auf die ich hoffe, mir wieder ersetzen können. Ich würde Ihnen gerne mehr geben. Allein bei diesen unglückseligen Zeiten bin ich selbst fast um alles baare Geld gekommen.“

Er half uns einpacken, und führte uns nach Paris in das Haus des Gesandten, dessen Gemahlin mich und

unſere Tochter mit offenen Armen aufnahm. Der für Alles beſorgte Freund verſicherte mir noch, was er aus den Trümmern unſers Vermögens retten könne, werde er uns nachſenden. Auch ſagte er mir, wie ich deinen Aufenthalt, der ihm unbekannt war, erfahren könne.

Da erkannte ich recht, was es um einen treuen Freund ſey. Ach, wir erkennen und empfinden dieß nie beſſer, als zur Zeit, wenn ſo viele Menſchen unſere Feinde ſind, und vorgebliche Freunde ſich gegen uns als falſch und treulos erzeigen.

Ich kam glücklich und ohne allen Anſtand über die Grenze nach Deutſchland. „Und ſo," beſchloß meine Frau ihre Erzählung, „hat uns der gütige Gott wieder zuſammen geführt. Wir können Ihm Zeit Lebens nicht genug danken! Es iſt mir nicht anders zu Muthe, als es einem Menſchen, der ſich aus den tobenden Meeresfluthen, die ihm jeden Augenblick den Tod drohten, an das Land gerettet ſieht, ſeyn muß."

„Dieſes Alles," ſprach Weſt, „hat mir — nur viel ausführlicher — meine Frau erzählt."

Ich führte ſie und meine Tochter nun hieher. Ich bemerkte wohl, daß meine Frau, die bisher in Palläſten und Schlöſſern gewohnt hatte, über den Anblick des Strohdaches etwas betroffen war. Allein da ſie in dieſes kleine Zimmer trat, war ſie damit doch ſehr zufrieden. Wir dankten Gott täglich, daß Er uns hier eine ſo ſichere Zufluchtsſtätte bereitet hatte. Denn glauben Sie mir, Herr Graf, in was immer für einer Stadt ich, auch unter fremden Menſchen mich aufgehalten hätte, ich wäre vor den Nachſtellungen meiner

Verfolger nirgends ſicher geweſen. Sie hätten mich, nachdem ſie über den Rhein gegangen und in Deutſchland eingedrungen ſind, gewiß aufgeſpürt, mich nach Frankreich zurück geſchleppt, und mir dort einen ſchmählichen Tod bereitet. Ich kenne dieſe grauſamen Menſchen. Doch, Gott ſey Dank! der mich vor ihrer Wuth hier, zwiſchen Wald und Felſen, in Sicherheit gebracht hat.

Sechstes Kapitel.

Edle Geſinnungen einer Mutter und ihrer Tochter.

„Wir ſind freilich," ſprach Herr Weſt, „jetzt ſo arm, als reich wir vorher geweſen. Dieſe Hütte, und der Garten dabei, iſt Alles, was wir haben. Was ich anfangs faſt nur zum Scheine war, bin ich nun in der That — ein Gärtner, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen muß. Allein ich verſichere Sie, Herr Graf, wir leben hier zufriedener, ja vielleicht glücklicher, als in Paris. Doch rede du, Amalia."

„O gewiß," ſagte Amalia. „Die liebe Mutter hat, nachdem wir hier angekommen waren, oft zu mir geſagt: „O wie thut dieſe ländliche Stille mir ſo wohl, nach all dem Gerede und Gezänke über Politik, das ich faſt beſtändig anhören mußte. An die ſchauerlichen Hinrichtungen unſchuldiger Menſchen, die uns täglich zu Ohren kamen, kann ich ohne Entſetzen gar nicht denken! — Aber auch als noch Alles gut ging, hatten wir im Grunde doch ein unruhiges Leben.

Die ewigen Zerſtreuungen, das Beſuchemachen und Beſucheannehmen, die großen Geſellſchaften bei denen wir uns einfinden mußten, ließen uns nie recht zu uns ſelbſt kommen. Ich konnte faſt nie mit Ruhe, wenigſtens nie lange, an den lieben Gott denken, und wozu Er uns eigentlich in die Welt geſetzt hat."

„Aber Sie, mein Fräulein!" ſprach der Graf, „haben in dieſem abgelegenen Thale, in dieſem einſamen Hauſe, ſo von aller Welt abgeſchieden, doch gewiß oft ſchon Langeweile gehabt?"

„O nein, nie!" ſagte Amalia. „An meinem Arbeitstiſchchen, bei meiner Blumenarbeit, wurde mir die Zeit nur immer zu kurz."

„Aber," ſprach der Graf, „an den ſparſamen Tiſch anſtatt der prächtigen, reichbeſetzten Tafeln, haben Sie ſich gewiß hart gewöhnt?"

„Wir haben allerdings wenigere und geringere Speiſen," ſagte Amalia, „aber ſie ſchmecken uns beſſer, und wir fühlen uns dabei geſünder, als damals, da wir die auserleſenſten Gerichte noch im Ueberfluſſe hatten; auch lernten wir dieſe Speiſen, die wir mit Mühe erwerben mußten, um ſo mehr ſchätzen, und dem gütigen Gott beſſer dafür danken."

„Doch," ſprach der Graf, „das müſſen Sie geſtehen, mein Fräulein, daß Sie die glänzenden Bälle in einem hellerleuchteten Saale, die zauberartigen Opern im Schauſpielhauſe, die Illuminationen, die Feuerwerke, die ſie in Paris ſahen, hart vermißt haben. Dieſes Alles war doch gewiß ſchön und prächtig anzuſehen?"

„Allerdings," ſagte Amalia, „aber ich denke, hier in unſerm kleinen Thale giebt es noch ſchönere und prächtigere Dinge zu ſehen. Welche Pracht iſt das, wenn dort über dem grünen Buchenwalde zwiſchen goldenen Wolken die Sonne aufgeht! Sogleich am Tage, nach dem wir hieher kamen, und die Sonne ſo ſchön aufging, ſprach die Mutter: „„Welch ein herrlicher Anblick! Das koſtbarſte Feuerwerk, das viele Tauſende koſtet, iſt nichts dagegen. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich in Paris, und auch, wenn wir in unſerm Schloſſe auf dem Lande wohnten, da ich an das ſpäte Aufſtehen gewöhnt war, die Sonne nie aufgehen ſah. Man kann wahrhaftig nichts Schöneres ſehen. Wie groß iſt Gott in ſeinen Werken!"" An ſchönen Abenden pflegen wir, nach vollbrachter Tagsarbeit noch ein wenig hinaus zu gehen in das Feld, ehe wir uns zur Ruhe begeben. Erſt geſtern Abend machten wir einen etwas längeren Spaziergang. Die Sterne funkelten gar ſo unvergleichlich ſchön! Kein Wölkchen war am Himmel zu ſehen. Nur der Neumond glänzte, wie ein zartes, gebogenes Streifchen von Silber, am Himmel. Die Mutter blickte mit gefalteten Händen zu den Sternen empor, und konnte ſich daran nicht ſatt ſehen. „„O wie anbethungswürdig, wie erhaben biſt Du, Unendlicher,"" ſprach ſie, „„der alle dieſe unzähligen Sterne geſchaffen hat! Alle ſind, wie die Gelehrten, beſonders der treffliche Fontenelle, der hundert Jahre alt wurde, verſichern, lauter Sonnen, um die ſich noch unzähligere Erden drehen, wie unſere Erde um unſere Sonne. O Gott, wer ſind wir, daß Du unſer gedenken magſt!"" —

Ueber eine Weile ſagte die Mutter wieder: „„Was iſt eine Illumination von vielen tauſend Lämpchen! wie nichts iſt ſie gegen den geſtirnten Himmel! Alles, was Menſchenhände zu Stande bringen können, kommt mit den Werken Gottes nicht in Vergleich, und muß dagegen unendlich weit zurücktreten.““ Im verfloſſenen Frühling ergoß ſich, nach langer Dürre, ein fruchtbarer Regen über unſer Thal. „„Gott läßt uns gleichſam Brod regnen!““ rief da die Mutter. Als es aufgehört hatte zu regnen, gingen wir hinaus in den Garten und in das Feld. Der Regenbogen erſchien in den zurückweichenden dunkeln Wolken. An allen Blättern der Bäume und allen Blumen und Blüthen des Gartens, die lieblicher dufteten, und an allen Kornähren des Feldes, blitzten und funkelten die Regentropfen. „„Wie freundlich und väterlich milde ertheilt uns Gott ſeine Wohlthaten!““ ſprach die Mutter. „„Die Diamanten der Damen an glänzenden Hoffeſten funkeln nicht prächtiger, als dieſe Regentropfen!““

Der Graf ſprach gerührt: „Ihre Mutter, mein Fräulein, iſt eine vortreffliche Frau, und Sie ſind ihre würdige Tochter. Aber warum läßt die edle Frau ſich nicht ſehen? Ich wünſche ihr meine Ehrfurcht zu bezeigen.“

Amalia ſagte: „Sie iſt in das Dorf gegangen, um die kranke Bötin zu beſuchen, die früherhin meine verfertigten Blumen ſo treu und redlich beſorgt und uns noch ſonſt viele Dienſte erwieſen hat. Es kann noch ein Stündchen anſtehen, bis ſie zurückkommt.“

Der Graf ſah auf die hölzerne Schwarzwälder-

Uhr, die an der Wand hing, und ſprach: „Es iſt bereits ſpät und eine Strecke des Weges nach meinem Schloſſe iſt ſchlecht. Ich kann die Zurückkunft der gnädigen Frau nicht mehr erwarten. Aber ich hoffe," ſprach er zu Herrn Weſt, „Sie, mein neuer verehrungswürdiger Freund, Ihre Frau Gemahlin und Fräulein Tochter werden auch mich mit einem Beſuche erfreuen. An einem Ihnen beliebigen Tage werde ich Ihnen eine Kutſche hieher ſchicken. Meine Frau und meine Tochter werden hoch erfreut ſeyn, eine ſo edle Familie kennen zu lernen."

Der Tag wurde feſtgeſetzt. Der Graf ſtand auf, und bat nur noch um den Blumenſtrauß, der auf dem Tiſche ſtand. Amalia hatte ſchon Rebenblätter und einen Bogen weißes Papier in Bereitſchaft, umwickelte damit die Stengel, und überreichte dem erfreuten Grafen den prächtigen Georginenſtrauß.

Siebentes Kapitel.

Die gräfliche Familie.

An dem beſtimmten Tage, als es auf dem Kirchthurme des Dorfleins eben ſechs Uhr ſchlug, ſtand der ſchöne Wagen des Grafen ſchon vor Weſts Hauſe. Der Graf war ſelbſt mitgekommen, ſeine verehrten Gäſte abzuholen. Der Morgen war überaus ſchön. Die Fahrt war, bis man zwiſchen Wald und Felſen, die das kleine Thal einſchloſſen, durchgekommen war,

etwas beſchwerlich. Sobald man aber hindurch war, fuhr der Wagen auf der trefflichen Land-Straße durch die von der Morgenſonne beleuchtete Landſchaft ſo leicht dahin, als flöge er. Amalia und ihre Mutter, die ſeit ſie ihr kleines Haus bewohnten, nie mehr eine Kutſche beſtiegen hatten, fanden dieſe Luſtreiſe überaus angenehm.

Als die Kutſche bei dem prächtigen Schloſſe ankam, ſtanden die Frau Gräfin und die zwei jungen Gräfinnen unter der Schloßpforte, um Herrn Weſt, der noch immer ſo genannt ſeyn wollte, zu bewillkommen, und begrüßten ihn, ſeine Gemahlin und Tochter auf das freundlichſte.

Man begab ſich in den Speiſeſaal. Die großen Spiegel und die herrlichen Gemälde in goldenen Rahmen erinnerten Amalia, und wohl auch ihre Mutter an all die ehemalige Pracht, die ſie hatten verlaſſen müſſen. Allein die Mutter ſprach zur Tochter: „Wir haben freilich viel verloren; aber, wie ich denke, noch mehr gewonnen. Wir ſind bei unſeren ſteten Arbeiten, kleinen Hausſorgen und unſerer ſparſamen und genügſamen Lebensweiſe frommer, beſſer und wohl auch glücklicher geworden.“

Nachdem man von den Erfriſchungen, die auf der Tafel bereit ſtanden, genoſſen hatte, ſprach der Graf:

„Nun, mein lieber Weſt, müſſen Sie auch meinen Garten und meine Blumen beſehen. Bis zum Mittagsmahle haben wir noch ein paar Stündchen freie Zeit.“ Der Graf bot der Frau Weſt den Arm; die Frau Gräfin wurde von Herrn Weſt geführt; die

jungen Gräfinnen nahmen Amalia in ihre Mitte. Sie hatten ihre Strohhütchen, Amalien zu ehren, mit den von ihr verfertigten Rosenknospen und Vergißmeinnicht geziert. „Die Rosenknospen," sprach Gräfin Emma, „sind mir ein schönes Sinnbild von dem Vergnügen, das mir in dem Umgange mit Ihnen aufblühet." Und Gräfin Bertha sagte: „Diese Vergißmeinnicht würden, wenn es nöthig wäre, uns an das Glück erinnern, daß wir Sie kennen lernten."

Die Bedienten waren über dieses Alles höchst erstaunt, und sahen ihnen mit offenem Munde nach. „Wie mag doch," sagte einer, „unsere Herrschaft aus diesen fremden Gärtnersleuten so viel Wesens machen?" „O," sagte ein anderer, „das kommt daher, weil der Herr Graf gar so närrisch auf schöne Blumen erpicht ist." „Nun, nun," sagte der Schloßgärtner, „das ist kein Fehler, sondern eine unschuldige Freude, die man nicht tadeln muß. Mir wenigstens bringt sie Nutzen. Nur fürchte ich, der Herr Graf werde diesen fremden Gärtner in seine Dienste nehmen, und er konnte mir den Rang ablaufen; hoffe jedoch, der Herr Graf werde ihn mir unterordnen, der ich schon so lange diene."

Eine Tochter des Schloßgärtners sagte zu ihrer Schwester: „Ich habe gemeint, dieses fremde Gärtnermädchen werde unsere Kammerädin werden. Allein so geschickt diese Blumenmacherin auch seyn mag, so ist ihre grüne Kleidung doch um nichts besser, als die unsrige, und ihr Hut ist ja nicht einmal mehr in der Mode. Dennoch gehen die gnädigen Gräfinnen mit ihr um, als wäre sie von Adel und ihres Gleichen."

Der Graf ſtand indeſſen in Mitte ſeiner Blumen und Gewächſe, und war in ſeinem größten Vergnügen; denn Herr Weſt begrüßte die vielerlei ausländiſchen Gewächſe, Geranien, Pelargonien und Cactuſe, als alte Bekannte. Manche Blume, an welcher viele Herren und Frauen, die den Garten beſuchten, gleichgültig vorübergingen, wußte er zu ſchätzen, und pries das, was ſie auszeichnete. Vorzüglich aber bewunderte er die ſchönen blaßrothen und dunkelblauen Hortenſien, und geſtand, daß er ſie noch nirgends von dieſer Größe und Vollkommenheit geſehen habe.

Herr Weſt überblickte alle Blumen des Gartens und ſprach: „Ein ſolcher Garten iſt auch ein Schauplatz der Herrlichkeit, der Allmacht und Güte des Schöpfers. Die Blumen ſind uns noch aus dem Paradieſe übrig geblieben. Mir machten ſie ſchon unzählige, unbeſchreibliche Freuden. Ich habe die Ruhe, die mir die Menſchen raubten, unter den Blumen und Kräutern meines Gartens wieder gefunden. Die Betrachtung der Natur gewährte mir von jeher die angenehmſte und lehrreichſte Unterhaltung. Unter allen drei Reichen der Natur aber liebe ich das Pflanzenreich am meiſten. Die Thiere leben, wie ich irgendwo las, zu viel, die Mineralien zu wenig, die Pflanzen halten zwiſchen beiden die rechte Mitte. Gewächſe aller Art kann man ſich auch leicht verſchaffen. Ihr Anbau und ihre Pflege erfordern eine nicht zu mühevolle Arbeit, bei der Verſtand und Herz nicht leer ausgehen. Auch der Geſchäftsmann kann nach vollendeten Berufsarbeiten, in der Beſorgung ſeines Gar-

tens die beſte und wohlfeilſte Erholung finden. Es iſt dieſes die älteſte und den Menſchen die angemeſſenſte Beſchäftigung. Schon Adam war ja ein Gärtner.“

Nachdem die Geſellſchaft ein paar Stunden, die ſehr ſchnell und angenehm vorübergingen, in dem Garten zugebracht hatte, begab man ſich zur Tafel, die ſo ſchön angeordnet und ſo reichlich beſetzt war, daß man eine fürſtliche Familie nicht prächtiger hätte bewirthen können. Die Geſpräche waren theils ernſt, theils heiter, gegen Ende der Mahlzeit aber ungemein fröhlich. Die Unterhaltung wurde übrigens in franzöſiſcher Sprache geführt, damit man von Allem, was die Bedienten eben nicht zu hören brauchten, ungehindert reden konnte. Herr Weſt, ſeine Frau und Tochter verſicherten, daß ſie ſeit Jahren keinen ſo vergnügten Tag gehabt hatten. Es wurde ihnen heute nur zu bald Abend. Es war die höchſte Zeit, an die Heimreiſe zu denken. Beide Familien nahmen den zärtlichſten Abſchied von einander und der Graf und die Gräfin verſprachen, ſo bald möglich ihren Gegenbeſuch zu machen.

An einem ſchönen Tage, nach längerem Regen, fuhren der Graf und die Gräfin mit beiden jungen Gräfinnen hin, in das freundliche Thal. Die Gräfin ließ eine Torte und einiges Backwerk einpacken, und der Graf einige Flaſchen guten Wein, weil ſie wußten, daß es in der ländlichen Wohnung daran fehlen würde. Amalia ſah die Kutſche das Thal herauf fahren; ſie, ihr Vater und ihre Mutter, die an dem heutigen ſchönen Tage die verehrten Gäſte vermutheten, eilten, um ſie zu bewill-

kommen, vor die Thüre des kleinen Gartens, durch den man in das Haus kam. Herr West half ihnen aussteigen. Die Gräfinnen, der großen hohen Zimmer in ihrem Schlosse gewohnt, fanden das kleine Stübchen freilich etwas enge und niedrig. Allein da Alles so nett und so überaus reinlich war, daß man nirgends ein Stäubchen erblickte, gefiel es ihnen doch sehr wohl. Die Gräfin Mutter sagte: „Ueber alles gefällt mir die Genügsamkeit und Zufriedenheit der Bewohner. Ich sehe nun, daß man unter einem Strohdache und bei geringem Einkommen so vergnügt und glücklich leben kann, als in einem Schlosse.“ „O ja wohl,“ sprach Frau West, „unsere alte Base, die in viele Häuser, wo Ueberfluß herrscht, gekommen war, und die sah, wie hingegen wir uns behelfen mußten, sagte öfter: „„Mit Vielem hält man Haus; mit Wenig kommt man auch aus!““

Die jungen Gräfinnen unterhielten sich sehr angenehm an Amaliens Arbeitstischchen. „Die große Vorliebe für schöne Blumen hat unsere Freundin Amalia von ihrem Vater geerbt,“ sagten beide. „Deßhalb ist sie auch in dem Blumenmachen eine so bewundernswerthe Künstlerin geworden.“

Der Graf und die Frau Gräfin betrachteten und bewunderten die Georginen oder Dahlien, die jetzt alle im schönsten Flore standen. Von fremden seltenen Gewächsen, war sonst in dem Gärtchen wenig zu sehen. Die bekannten Blumen hatten meistens schon abgeblüht. Nur die Levkojen blühten noch, und die Astern fingen an zu blühen.

„Die Levkojen," ſprach Herr Weſt, „bleiben doch immer ſehr liebliche Blumen. Ich liebe und ſchätze ſie ſehr. Sie werden ſogar von den Hortenſien und Georginen nicht verdrängt werden. Die Levkojen tragen ſo reichliche Blumen; jeder Zweig iſt ein Blumenſtrauß. Es giebt von den ſchönſten Farben, karmeſinrothe, dunkelblaue, weiße und von allen Mittelfarben. Sie blühen faſt das ganze Jahr. Auch ihr Geruch iſt ſehr lieblich. Ueberdieß ſind ſie ſehr leicht zu ziehen. Faſt jeder Bürger oder Landmann hat davon in ſeinem Hausgärtchen oder vor ſeinem Fenſter."

„Meine Lieblingsblumen," ſprach Frau Weſt, „ſind die Aſtern, wie denn jeder Menſch für gewiſſe Blumen eine Vorliebe hat. Zwar müſſen ſie den Georginen weit nachſtehen. Aber die Georginen werden von den erſten Reifen verſengt und hängen die Köpfe, und ſehen dann aus, als hätte man ſie mit heißem Waſſer begoſſen. Die Aſtern aber halten auch bei der rauheſten Witterung aus, und fahren fort zu blühen. Sie ſind mir ein ſchönes Sinnbild eines Menſchen, der auch in rauhen Tagen und im Unglück, und wann ſein Herbſt eintritt, den Muth nicht ſinken läßt, ſondern wie in den Frühlingstagen der Jugend eines friſchen, fröhlichen Muthes bleibt. Auch der Name Aſter, Sternblume, hat für mich eine ſchöne Bedeutung. Wann die Blumen irdiſcher Freuden dahingewelkt ſind, bleiben uns dort über den Sternen höhere Freuden aufbewahrt."

Die Geſellſchaft ſetzte ſich nun an den kleinen Tiſch, auf den Amalia auserleſene Pfirſiche und die

erſten blauen Frühtrauben aufgetragen hatte, und den die Gräfin und der Graf mit dem, was ſie mitgebracht hatten, beſetzten.

Alle waren in dem kleinen Stübchen ſo vergnügt und fröhlich, wie vor einigen Tagen in dem Prachtſaale des gräflichen Schloſſes.

Beide gleich edel geſinnte Familien ſahen ſich von nun an ſehr oft. Je näher ſie einander kennen lernten, deſto größere Hochachtung und Zuneigung empfanden ſie gegen einander. Herr Weſt, ſeine Frau und Tochter brachten oft mehrere ſehr vergnügte Tage in dem gräflichen Schloſſe zu. Auch der Graf, ſeine Gemahlin und Töchter machten bei Herrn Weſt zu Zeiten einen Beſuch. Beide Familien waren gleichſam nur Eine Familie.

Achtes Kapitel.

Der junge Graf.

Nach etwa einem Jahre kam Edmund Sternau, der junge Graf, von ſeinen Reiſen zurück, die er zu ſeiner weiteren Ausbildung gemacht hatte. Die Freude ſeiner Aeltern und Schweſtern war unbeſchreiblich. Er war mit geſunder, blühender Geſichtsfarbe und unverdorbenem Herzen heimgekehrt. Er war ein ächter Edelmann von wahrem Adel der Geſinnungen, ſehr ge-

bildetem Verſtande und dem liebenswürdigſten Betragen. Edmund mußte von den Begebenheiten ſeiner Reiſe und vorzüglich von den merkwürdigen Männern, die er kennen lernte, erzählen, und hundert Fragen beantworten. Da er erſt mit anbrechendem Abende angekommen war, ſo blieben die erfreuten Aeltern und Schweſtern mit ihm auf bis ſpät in die Nacht.

Am folgenden Tage kam Edmund in das Zimmer ſeiner Schweſtern, ihnen einen guten Morgen zu wünſchen. Auf einer Kommode in einer Vaſe, einem nach römiſcher Art zierlich geformten Geſchirr, erblickte er einen herrlichen Blumenſtrauß von lauter Roſen, die theils ganz aufgeblüht, theils halb geöffnet waren; einige blickten kaum aus den Knoſpen. „Die Roſe," ſprach Edmund, „bleibt doch die ſchönſte aller Blumen. Was von der Lilie geſagt iſt, gilt auch von der Roſe. In der That! Kein König in all ſeiner Pracht iſt ſo herrlich gekleidet. Wenn die Roſenſträuche ſeltener wären, und man ſie aus fernen Ländern verſchreiben müßte, ſo würden Fürſten ſich viel Geld koſten laſſen, einen Roſenſtock in ihren Gärten zu haben, und ihn als die ſchönſte Zierde derſelben betrachten. Allein der ärmſte Landmann kann dieſe wunderſchönen Blumen in ſeinem Gärtchen ziehen, und die Allmacht des Schöpfers daran bewundern. — Aber," rief er auf einmal, „woher habt ihr denn jetzt, ſo ſpät im Herbſte, dieſe friſchen Roſen? Zu dieſer Jahreszeit giebt es ja keine Roſen mehr; ſie ſind längſt verblüht."

Die Schweſtern lächelten. Amalia hatte ſie mit

dieſer kunſtreichen Arbeit ihrer Hände beſchenkt; er aber meinte, es ſeyen natürliche Blumen. Die Schweſtern erzählten ihm nun, die Tochter eines Gärtners, der mit ihr auf dem Lande lebe, habe dieſe Blumen gemacht. „Wie wäre das möglich," rief Edmund, „daß ein Landmädchen es in der Kunſt ſo weit bringe!" Sie ſagten ihm, wer dieſer Gärtner eigentlich ſey, und nannten deſſen Namen. Edmund war höchſt erſtaunt, daß ein ſo ausgezeichneter Mann, von dem er auf ſeinen Reiſen ſo viel Ruhmvolles gehört, und auch einige von deſſen Freunden geſehen hatte, ſich mit Gartenarbeit ernähre, und deſſen Tochter, ein Fräulein von ſo hohem Adel, Blumen mache, um Brod zu verdienen. Die Schweſtern erzählten Weſt's Geſchichte. Edmund brannte vor Verlangen, ihn, und deſſen Gemahlin und Tochter perſönlich kennen zu lernen.

Der alte Graf und alle drei Gräfinnen fuhren am folgenden Tage hin; Edmund ritt neben der Kutſche. Herr Weſt war hoch erfreut, den jungen Grafen kennen zu lernen. Er hatte nach allem, was die Aeltern von ihrem Sohne erzählten, hohe Erwartungen von ihm; er ſah ſie aber alle weit übertroffen. Er bewunderte Edmunds Kenntniſſe und geſammelte Erfahrungen, deſſen treffende, aber ruhige und billige Urtheile über Begebenheiten und Menſchen, deſſen edle Geſinnungen. Amalia und ihre Mutter waren entzückt über Edmunds feines, freundliches und beſcheidenes Betragen. — Es ſtand keine drei Monate an, ſo wurde Amalia Edmunds Braut.

„Liebes Kind!“ ſagte die Mutter zu Amalia, „dieß iſt für dich ein großes Glück. Der gütige Gott hat dich dafür, daß du deine Aeltern durch den Fleiß deiner Hände ernährteſt, herrlich belohnt.“

„Ja, ſo iſt es!“ ſprach der Vater; „Gott hat es ſo gefügt, daß dir, liebe Amalia, die aus der Reſidenz die Blumenwurzeln geſchickt wurden, und daß die Blumen den Herrn eines entfernten Schloſſes in unſer Haus geführt haben. Wie wir in Gottes herrlichen Werken ſeine Allmacht bewundern müſſen, ſo können wir in den Begebenheiten unſers eigenen Lebens ſeine heilige Verſehung wahrnehmen und anbethen. Gott hat tauſenderlei Mittel uns zu helfen, zu retten, zu beglücken. Das Kleinſte kann in ſeiner Hand dazu dienen, große Dinge an uns zu thun, und beſonders die kindliche Liebe zu belohnen. Dießmal bediente Er ſich dazu künſtlicher und natürlicher Blumen.“

Die Verlobung blieb zur Zeit noch ein Familiengeheimniß. Man wollte die Vermählung aufſchieben, bis die aus Frankreich ausgewanderten Adeligen von den franzöſiſchen Kriegsheeren, die noch immer auf deutſchem Boden ſtanden, nichts mehr zu fürchten hätten. Dieſe Zeit kam. Weſt hatte nicht mehr nöthig, ſeinen Adel geheim zu halten. Das Hochzeitfeſt wurde mit großer Pracht gefeiert, und viele Grafen und Baronen hatten mit ihren Frauen, erwachſenen Söhnen und Töchtern ſich dabei eingefunden.

Amaliens Aeltern zogen nun, auf dringendes Verlangen der ganzen gräflichen Familie, in das Schloß

Sternau. Ihr Haus und ihren Garten überließen ſie der treuen, vielfach bewährten Bötin, die Wittwe war. Der ihr einziger Sohn, das Korbmachen erlernt hatte und dieſes Gewerb im Winter trieb, im Sommer aber ſchon ſeit Jahren dem Herrn Weſt bei der Gartenarbeit half, war ſelbſt ein geſchickter Gärtner geworden und fand hier eine ſehr gute Verſorgung.

Neuntes Kapitel.

Die belohnte Erzieherin.

Amalia hatte mit ihrer Lehrerin und mütterlichen Freundin Antonie bisher noch immer Briefe gewechſelt. Eben jetzt fing ſie einen Brief an ſie an — mit den Worten: „Verehrteſte, innigſt geliebte Lehrerin! Ich habe Ihnen eine höchſt erfreuliche und eben ſo unerwartete Nachricht zu berichten, über die Sie erſtaunen werden. Ich bin nun Gräfin von Sternau.“ Sie ſchilderte ihren Gemahl, den Grafen Edmund, als den vortrefflichſten jungen Edelmann von den edelſten Geſinnungen. „Und was mir,“ ſchrieb ſie, „über alle Ehre und allen Reichthum geht: er iſt ein Mann, der wahre Frömmigkeit gegen Gott hat, und Ehrfurcht für unſere heilige Religion.“

Ehe ſie den Brief geendet hatte, erhielt ſie ein Schreiben von dieſer ihrer ehemaligen Lehrerin, und

erſah daraus, Antonie habe die Erziehung der ihr anvertrauten Fräulein, die nunmehr herangewachſen ſeyen, vollendet. Die gnädige Herrſchaft habe ſie mit großem Lobe und einem kleinen Jahresgehalte entlaſſen. Man könne der Herrſchaft, die durch den Krieg Vieles verloren habe, es nicht verübeln, daß dieſer Gehalt ſo geringe ausgefallen ſey. Die gnädige Frau habe ihr jedoch geſagt, der Aufenthalt in dem Hauſe ſey ihr ſo lange geſtattet, bis ſie eine andere Stelle als Erzieherin erhalten werde.

Amalia wußte, die Aeltern ihrer theuern Lehrerin ſeyen längſt geſtorben, ſie habe keine nahe Anverwandten und ſey alſo ohne Heimath. Eine andere annehmbare Stelle als Erzieherin werde auch nicht ſo leicht zu finden ſeyn. Da fiel ihr augenblicklich ein, Antonie einzuladen, zu ihr zu kommen und für immer bei ihr zu bleiben.

Sie eilte mit dem erhaltenen Schreiben zu ihrem Gemahl. Dieſer ſagte, noch ehe ſie ihren Wunſch ausſprach: „Ich laſſe ſie bitten, doch unverzüglich zu uns zu kommen. Denn wie vielen Dank ſind wir Beide ihr ſchuldig!“ Seine Aeltern ſprachen ebenſo. „Sie ſoll bei uns wie daheim ſeyn,“ ſagten ſie, „und es da ſo gut haben, als ſie es in dem Hauſe ihres Vaters nur immer gehabt haben konnte. Auch die jungen Gräfinnen freuten ſich darauf, Amaliens Lehrerin kennen zu lernen. Denn Amalia hatte von ihr vieles erzählt, und immer mit der innigſten Verehrung und Liebe von ihr geſprochen.

Amalia ſchrieb ihr daher: „Mein Gemahl, ſeine Aeltern und Schweſtern bitten Sie herzlich, doch auf der Stelle mit dem Eilwagen hieher zu reiſen.“ Sie bezeichnete ihr den bequemſten und kürzeſten Weg und fügte noch bei: „Da von der letzten Station keine Poſt hieher geht, ſo werde ich Ihnen eine Kutſche ſenden; beſtimmen ſie daher Tag und Stunde Ihrer Ankunft.“

Amalia fuhr ihr ſelbſt entgegen. Das Wiederſehen der innig verehrten Lehrerin und der geliebten Schülerin war höchſt erfreulich. Als Beide in der Kutſche ſaßen, ergoſſen ſich ihre Herzen in den vertraulichſten Geſprächen.

Antonie gab Amalien, als einer Gräfin von Sternau, den gebührenden Titel. Allein Amalia ſprach: „Theuerſte Lehrerin, Sie, meine zweite Mutter, nennen Sie mich doch nicht gräfliche Gnaden. Am liebſten wäre es mir, Sie nennten mich, wie in den goldenen Tagen meiner Kindheit und Jugend, da ich Ihre Schülerin war — „„Du.““ Ihnen habe ich unendlich viel, ja Alles zu danken, was ich jetzt bin. Sie haben mich Gott und ſeinen Sohn Jeſus Chriſtus kennen gelehrt. Sie haben mich in allen nützlichen Kenntniſſen unterrichtet. Die Blumenwurzeln, die Sie mir zu ſenden die Güte hatten, gaben mir die Veranlaſſung Grafen Edmund kennen zu lernen. Die Kunſt, Blumen zu machen, die Sie mir gelehrt haben, trug auch dazu bei, und ſetzte mich in den Stand, meine Aeltern zu

unterſtützen. Ich erinnere mich noch wohl, daß Sie einmal bemerkt haben: „„Bei unſern gegenwärtigen unruhigen Zeiten könne es auch für Perſonen von Adel ſehr nützlich werden, etwas zu lernen, womit ſie im Nothfalle ihr Brod gewinnen können.““ So ſagte auch mein Vater ſehr oft: „„Es war ſehr gut, daß ich, als ich noch im Glanz und Reichthum lebte, mich mit Gartenarbeit beſchäftigt habe.““

Antonie ſprach: „Alles, was ich Sie gelehrt habe, wäre vergebens geweſen, wenn Sie die Ihnen ertheilten Lehren nicht ſo aufmerkſam angehört, und ſo treulich befolgt, und wenn Sie in dem Blumenmachen ſich nicht ſo unermüdet geübt hätten. Die Kunſt, Blumen zu machen, und die Ihnen überſendeten Blumenwurzeln gaben allerdings die Veranlaſſung, Ihren Gemahl und deſſen Aeltern kennen zu lernen. Allein ohne die ſchönen Kenntniſſe und edlen Geſinnungen, die Sie ſich erworben haben, wären Sie doch nicht Gräfin Sternau geworden.“

Antonie blickte jetzt zum Himmel auf, faltete die Hände und ſagte: „Laſſen Sie uns Gottes heilige Vorſehung dankbar anbethen. Der gütige Gott hat Alles ſo gefügt. Ohne Ihn wären alle unſere Bemühungen vergebens geweſen.“

Amaliens Gemahl, ſeine Aeltern und Schweſtern nahmen Antonie ſo freundlich und gütig auf, daß ſie eine Tochter und Schweſter nicht zärtlicher hätten begrüßen können.

Auch Amaliens Aeltern hatten eine unbeſchreibliche Freude, die von ihnen längſt gekannte, geehrte und geliebte Lehrerin wieder zu ſehen.

Welch' ſelige Tage Antonie, als tägliche Zeugin von der Liebe und Einracht Edmunds und Amaliens, und deren beider Aeltern hier erlebt habe, ausführlicher zu beſchreiben wäre überflüſſig. Beide Familien waren, Antonie mit eingeſchloſſen, Ein Herz und Eine Seele — voll Glaube an Gott, voll Liebe gegen Gott und alle Menſchen, und deßhalb ſo glückſelig als man es hier auf Erden ſeyn kann. Und was der irdiſchen Glückſeligkeit, die nie von Leiden ungetrübt bleibt, noch fehlte, das erſetzte die Hoffnung der Seligkeit im Himmel.

II.

Die Aehrenleserin.

Erſtes Kapitel.

Errettung aus Froſt, Schnee und Eis.

Herr Hofrath von Au, Oberamtmann in einem anſehnlichen Marktflecken, machte eine Reiſe in Amtsgeſchäften, und befand ſich auf dem Wege nach Hauſe. Es war Winter, und ſehr kalt. Schnee bedeckte die Erde. Das erſte Viertel des Mondes war eben untergegangen und die Nacht ſehr finſter.

Da ſtanden die Kutſchenpferde plötzlich ſtill. Der Kutſcher griff zur Geißel und trieb ſie an. Sie bäumten ſich hoch auf, gingen aber keinen Schritt weiter.

„Steig einmal ab," befahl der Herr, „und ſieh nach, warum die Pferde nicht weiter wollen."

Der Kutſcher that es, und rief: „Ach! da liegt ein Menſch quer über die Straße. Ich glaube gar, er iſt erfroren."

Der Hofrath ſtieg aus, unterſuchte den auf dem Boden Liegenden, und ſprach: „Er iſt freilich beinahe ganz erſtarrt, aber es iſt noch Leben in ihm. Komm, hilf mir ihn in die Kutſche bringen. Ich will ihn mit mir nach Hauſe nehmen."

Der Kutſcher half, und mit vieler Mühe brachten ſie ihn hinein.

Als die Kutſche vor dem Hauſe des Hofraths hielt, eilten ſeine Frau und deren Schweſter mit Lich-

tern herab und erſtaunten nicht wenig, einen todten Menſchen, wie ſie meinten, neben dem Hofrath in der Kutſche zu erblicken. Auf die Verſicherung, er lebe noch, wollten ſie ihn ſogleich in das warme Zimmer bringen.

„O nein!“ ſagte der Hofrath. „Der ſchnelle Wechſel von Kälte und Hitze könnte ihm tödtlich werden. Das Beſte, was wir für jetzt thun können, iſt, daß wir ihn in ein ungeheiztes Zimmer bringen, in ein Bett, das ſo kalt wie Schnee iſt, legen und ihn wohl zudecken. Da wird er, wie ich hoffe, ſich erholen.“

Man brachte ihn in das Bett. Franziska, die ältere Schweſter der Frau, war eine groſſe Krankenfreundin, beſuchte die Kranken im Orte, tröſtete ſie, und erquickte ſie mit dienlichen Speiſen. Sie wachte nun bei ihm die ganze Nacht. Mit Freuden bemerkte ſie, daß er merklicher athme. Bei dem Scheine des Nachtlichts ſah ſie, daß ſein von Froſt blau gewordenes Angeſicht wieder eine natürliche Farbe bekam.

Mit Anbruch des Tages trat der Hofrath in das Zimmer, und redete ihn an. Er ſchlug die Augen auf, blickte ihn an und dann in dem freundlichen Zimmer umher, konnte aber noch nicht reden. Franziska reichte ihm Thee. Das erſte Wort, das er hervorbringen konnte, war: „O Gott, wie dank ich Dir!“

Er erholte ſich jetzt immer mehr. Es war ein junger Mann, oder vielmehr ein Jüngling, von ſehr edler Geſichtsbildung; ſeine Kleider zeigten, er ſey nicht von gemeinem Stande. Der Hofrath befragte ihn um ſeine Verhältniſſe. Sein Name war Clemens Burkhardshauſen.

Er ſagte, daß er an der Univerſität die Rechtsgelehrſamkeit ſtudiere, gegenwärtig aber nach Hauſe reiſen wollte.

„Jetzt?“ ſprach der Hofrath, „zu der ungünſtigſten Jahreszeit, jetzt, da keine Ferien ſind? Das iſt ſonderbar!“

„Allerdings,“ erwiederte der junge Rechtsgelehrte. „Allein ich konnte nicht anders; die kindliche Liebe zu meiner Mutter drang mich, unverzüglich abzureiſen. Ein Freund meines ſeligen Vaters ſchrieb mir, meine Mutter, dieſe bedrängte Wittwe, ſey gefährlich erkrankt, und wolle mich vor ihrem Ende noch ſehen. Zu fahren, erlaubte mir meine kleine Kaſſe nicht. Das Stipendium, das mir in Rückſicht der treuen Dienſte meines Vaters, der Kanzelliſt geweſen, verliehen wurde, reichte nur eben hin, bei erforderlicher Sparſamkeit davon zu leben. Ich machte mich alſo zu Fuß auf den Weg. Die Kälte war aber ſo heftig, daß es mich ſozuſagen bis in das Mark hinein fror. Der Schlaf überwältigte mich. Ich ſank in den Schnee hin, und hätte da meinen Tod gefunden, wenn der gütige Gott nicht Sie, beſter Herr, mir als einen guten Engel zu Hilfe geſchickt hätte.“

Die Sehnſucht des liebevollen Sohnes, ſeine Mutter noch einmal zu ſehen, war ſo groß, daß er am folgenden Morgen abreiſen wollte. Allein der Hofrath ſprach: „Das geht nicht; Sie ſind noch zu ſchwach.“ Die Hofräthin und ihre Schweſter baten ihn am Morgen mit Thränen in den Augen: „Ach, bleiben Sie doch heute noch hier!“ Er hätte jedoch nicht eingewilligt; allein er fühlte plötzlich heftige Schmerzen im Halſe. Der Hofrath ließ ſeinen Hausarzt rufen. Dieſer ſagte zu

dem Kranken: „Sie haben ein Fieber; in Folge der Erkältung bekommen Sie eine Halsentzündung. Vor zwei oder drei Wochen können Sie unmoglich weiter reisen.“

Clemens mußte also bleiben. Er setzte sich aber unverzüglich hin, an den Freund seines Vaters zu schreiben, sich um das Befinden seiner Mutter zu erkundigen, und ihm zu erzählen, wie es ihm bisher ergangen, und warum er, so herzlich er es gewünscht, nicht am Krankenbette der geliebten Mutter erscheinen konnte.

Nach wenigen Tagen kam die erfreuliche Nachricht, die geliebte Mutter sey außer Gefahr. Die Mutter schrieb selbst einige Zeilen voll des herzlichsten Dankes für die ganz außerordentliche Güte des Herrn Hofrathes, seiner Frau und Fräulein Schwägerin. „O was ist es doch um gute Menschen,“ fügte sie noch bei, „man kann sie nicht genug ehren und lieben! Und wie unaussprechlich gut ist Gott! Ja, Er ist der Vater der Wittwen und Waisen. Wo die Noth am größten, ist seine Hilfe am nächsten. Wer sollte auf seine heilige Vorsehung nicht fest und von ganzem Herzen vertrauen!“

Nach zwei oder drei Wochen fühlte Clemens, wie ihn der Hofrath gewöhnlich nannte, weil ihm dessen Zuname Burkhardshausen zu lang war, sich vollkommen hergestellt. Eines Morgens trat er in das Zimmer ganz reisefertig, seine Augen glänzten von Thränen des Dankes; seinen Dank auszusprechen, fehlte es ihm aber an Worten.

Er hatte im Sinne, seine Mutter noch zu besuchen,

weil er doch ſchon die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte; dann aber wollte er ſo viel möglich eilen, ſeine Studien an der Univerſität wieder fortzuſetzen.

„Nun wohl," ſagte der Hofrath, „ſo reiſen Sie in Gottes Namen! Die Kälte hat ſich gebrochen, die Luft iſt mild, der Himmel hell und heiter. Dennoch kann ich Sie nicht ſo zu Fuß reiſen laſſen. Meine Kutſche ſteht bereit, Sie zu Ihrer geliebten Mutter zu bringen. Allein ich rathe Ihnen, nicht länger, als einen Tag dort zu verweilen, dann aber in meiner Kutſche wieder hieher zu fahren. Eilen Sie alſo, um wieder einzubringen, was Sie an Ihren Studien verſäumt haben. Abſchied nehmen wir für die wenigen Tage nicht. Grüßen Sie mir Ihre liebe, werthe Mutter, Gott ſey mit Ihnen!"

Geſund und fröhlich kam Clemens am dritten Tage zur allgemeinen Freude der Au'ſchen Familie zurück. Denn der Hofrath, der mit ihm ſehr viel über Rechtsgelehrſamkeit geſprochen hatte, bewunderte deſſen große Talente und bereits erworbene Kenntniſſe, deſſen Sinn und Eifer für Recht und Gerechtigkeit, und hatte ihn, ſo wie die Frau und deren Schweſter, wegen ſeinen edlen, chriſtlichen Geſinnungen ſehr lieb gewonnen. Sie behandelten ihn gleich einem Sohn des Hauſes und nannten ihn gewöhnlich nur mit ſeinem Vornamen, Clemens.

„Morgen," ſprach der Hofrath zu ihm, „reiſen wir mit einander. Ich habe deßhalb ein Geſchäft geſtern und vorgeſtern vorbereitet, das ich in der Stadt, durch die Ihr Weg führt, abzumachen habe."

Der Abſchied, den Clemens von der Frau des

Hauſes und deren Schweſter, ſeiner ſorgſamen Krankenwärterin, nahm, und die Ergießungen ſeines dankbaren Herzens, ſeine reichlich vergoſſenen Thränen, waren höchſt rührend. Auch die zwei Frauen weinten.

Nachdem beide Reiſende eine Weile ſtillſchweigend in dem Reiſewagen geſeſſen, ſprach der Hofrath: „Liebſter Clemens! Gott hat Ihnen ſchöne Talente gegeben; Er gab Ihnen gute Aeltern, die Sie chriſtlich erzogen haben. Er hat Sie, da Sie dem Tode des Erfrierens nahe waren, durch eine wunderbare Fügung errettet. Ich denke, Er hat noch Großes mit Ihnen vor. Merken Sie ſich daher den Spruch aus dem Pſalmen 36, 3., den auch ich mir zur Vorſchrift meines Lebens gemacht habe: „Hoffe auf den Herrn und thu' Gutes.“ Um aber immer auf Gott vertrauen und recht viel Gutes thun zu können, prägen Sie ſich die Worte tief ein, welche Gott dem Abraham, dem Vater der Gläubigen, geſagt hat: „Wandle vor mir und ſey vollkommen.“ Wenn wir uns immer die Allgegenwart Gottes recht lebhaft vorſtellen, daß Er immer uns unſichtbar nahe iſt, daß Er überall uns ſieht, hört und unſere Gedanken weiß, daß Er unſer Schutz und Schirm ſey, ſo werden wir uns vor allem Böſen hüten, immer beſſer und endlich vollkommen werden. Dann nur können wir, auf ihn vertrauend, bei allem, was uns begegnet, ruhig, getroſt und gutes Muthes ſeyn.

Der Hofrath ſagte ihm auch noch, wie er ſeine Studien der Rechtsgelehrſamkeit einrichten ſolle, und nannte ihm die Bücher, die fleißig geleſen, ihm von großem Nutzen ſeyn würden.

Nachdem sie in der Stadt angekommmen waren, wo der Hofrath ein Geschäft abzumachen hatte, begleitete er Clemens noch zum Posthause, und zahlte für ihn das Postgeld. Da der Eilwagen schon angespannt war und eben abfahren wollte, drückte der wohlthätige Mann ihm auch noch Reisegeld in die Hand, umarmte ihn, und sprach kurz und eilig: „Lebe wohl! Bleibe gut! Bethe für mich und die Meinigen! Gott sey mit uns Allen!"

Zweites Kapitel.

Trauernachrichten

Bei dem Abschiede hatte Clemens den Hofrath gebeten, ihm von Zeit zu Zeit schreiben zu dürfen, was dieser sehr gerne erlaubte, und versicherte, er werde keinen Brief unbeantwortet lassen. Clemens hatte sich die Geburtstage des Hofraths, der Hofräthin und deren Schwester, wohl gemerkt, und jedesmal kam, am Tage vorher, richtig ein Brief an — voll der herzlichsten Glückwünsche, voll der Bezeigung des innigsten Dankes. „Das muß man sagen", sprach der Hofrath, „Clemens, der edle Jüngling, ist doch recht dankbar!" „Und", sagte die Hofräthin, „eine so aufrichtige Dankbarkeit zeugt immer von einem edlen Gemüthe."

Nach einiger Zeit schrieb Clemens, daß er eine Preisfrage aus der Rechtsgelehrsamkeit glücklich gelöst und deßhalb die Doktorwürde erhalten habe.

Der Sohn des Hofraths, Ludwig, hatte von Jugend

an eine Neigung zum Militär gezeigt, war in einem Militärinstitute erzogen worden, und wurde, da der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, dem aktiven Militär eingereihet.

Clemens erhielt in der Folge eine Stelle als Referendär an einem Gerichtshofe; Ludwig wurde, wegen seiner Einsicht und Tapferkeit, Offizier.

Es stand aber kaum ein Jahr an, so bekam Clemens einen schwarzgesiegelten Brief; die Adresse war von des Hofraths Hand. Ludwig war den ehrenvollen Tod für das Vaterland gestorben. Eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. „Ach", schrieb der tiefbetrübte Vater, „ich hoffte, er werde einst die Stütze seiner Mutter, seiner einzigen noch lebenden Schwester und der guten Tante werden. Er war immer ein guter Sohn. — Meine Gesundheit fängt an zu wanken. Die Beschwerden, die Anstrengungen, die wegen des Krieges mir von Amtswegen obliegen, Einquartirungen und Lieferungen, und nun der Tod meines geliebten Sohnes drücken mich fast ganz darnieder. Ich werde nicht mehr lange leben! Sey dann Du meiner Frau, die Dich immer mütterlich liebte, ein zweiter Sohn! Ehre sie als Mutter. Nimm Dich nach meinem Tode ihrer an; sorge auch für meine Tochter und die gute Tante. Ich kenne Dich, ich rechne auf Deine Liebe. Ich weiß, daß Du es thun willst, und ich vertraue auf Gott, Er werde Dich in den Stand setzen, daß Du es thun kannst."

Der Tod des vortrefflichen Mannes, den er ahnete, traf auch wirklich ein. Nach drei Monaten kam ein

Brief wieder mit ſchwarzem Siegel. Die Adreſſe an Clemens war von der Hand der Wittwe. Sie goß in dieſem Brief ihm ihr ganzes bekümmertes Herz aus. Sie fand Troſt darin, von ihrem verſtorbenen Manne zu reden. „Er war", ſchrieb ſie, „der beſte Ehegatte, der liebvollſte Vater, der treueſte Diener ſeines Fürſten. In Folge ſeines unermüdlichen Dienſteifers, der zu heftigen Geiſtesanſtrengungen, der ſtillen Trauer um ſeinen ſo frühe dahin geſchiedenen Sohn, traf ihn ein Nervenſchlag, und machte ſeinem Leben nach wenigen Augenblicken ein Ende. Er konnte mir kein einziges Wort mehr zum Abſchiede ſagen. Ein Blick zum Himmel, und dann ein Blick auf mich, war Alles, was noch in ſeinen Kräften ſtand! Ich ſank vor Schrecken und Jammer zu Boden. Jedoch faßte ich mich wieder und rief: „„Der Wille des Herrn geſchehe!"", wie der Selige bei allen betrübenden Ereigniſſen ſo oft geſagt hatte, beſonders bei dem Tode unſers geliebten Sohnes. Da der Sterbende mir kein Wort mehr ſagen konnte, ſo gedenke ich jetzt ſtets der Worte, die er im Leben mit mir geſprochen und erinnere mich ſeines edlen Charakters und ſeiner rechtſchaffnen Handlungsweiſe. Er war wegen ſeiner Rechtswiſſenſchaft berühmt; er hätte mit leichter Mühe ein reicher Mann werden können. Viele vermögliche Leute, die Prozeſſe hatten, wollten ihn zu ihrem Advokaten wählen; ſie verſprachen ihm für einen gewonnenen Prozeß große Summen Geldes. Seine Amtsgeſchäfte hätten ihm zu ſolchen Nebenarbeiten hinreichende Zeit gelaſſen, zumal als er noch jünger war, und es noch nicht ſo viel

wegen des Krieges zu thun gab. Allein wenn er ſich überzeugt hatte, daß ein ſolcher Rechtsſtreit ungerecht war, dem er aber durch Advokatenkünſte wohl den Schein des Rechtes hätte geben und damit vieles Geld hätte verdienen können, ſo ließ er ſich um keinen Preis bewegen, einen ſolchen Prozeß zu übernehmen. Er gedachte des Ausſpruches Jeſu: „Was hälfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an ſeiner Seele Schaden litte.“

Hingegen wenn man arme Wittwen und Waiſen unter dem Scheine des Rechtes unterdrücken und vollends um das Ihrige bringen wollte, ſo nahm er ſich ihrer an, und arbeitete oft bis ſpät in die Nacht oder ſtand frühe vor Tag auf, um in einer gründlich verfaßten Schrift ihre Sache als gerecht augenſcheinlich, ja handgreiflich darzulegen. Und alles dieſes that er ganz unentgeldlich. Einmal geſchah es, daß ein Edelmann, der ein Rittergut erben wollte, ihm, wenn er die vorgeblichen Anſprüche auf dieſe Erbſchaft durchſetze, 200 Dukaten zuſicherte. Er aber wies den Antrag ab und ſagte damals zu mir: „Ein frommer Vergeltsgott der Armen iſt mir lieber, als all das Gold. Dies wird Dir nach meinem Tode auch mehr Segen bringen.“

Die Wittwe ſchloß ihren Brief mit den Worten: „Er erntet nun dort, was er hier ſo reichlich geſäet hat! Er ruht nun von ſeinen vielen Arbeiten aus. Wir wollen hier auf Erden ſo leben wie er; dann werden wir ihn im Himmel wiederſehen.“

Clemens antwortete ſogleich mit umgehender Poſt.

Er bezeigte ſein innigſtes Bedauern über das ſchnelle Hinſcheiden ſeines größten Wohlthäters auf Erden, ſeines zweiten Vaters. Er bat die edle Frau, die immer ſo mütterlich gegen ihn geſinnt war, nun als ſeine zweite Mutter, da ſie jetzt die Amtswohnung verlaſſen müſſe, zu ihm zu ziehen, und ihre Schweſter, ſeine gute, liebreiche Krankenwärterin, mitzubringen.

Er meldete ihr zugleich, daß ſeine Mutter erſt vor drei Tagen, nach langem Leiden, die ſie mit unbeſchreiblicher Geduld ertrug, mit den frommen Worten geſtorben ſey: „O Jeſu, nimm auf meinen Geiſt!“

So ſchmerzlich dieſer groſſe Verluſt für ihn ſey, ſchrieb er weiter, ſo ſehe er es dennoch als eine göttliche Fügung an, daß dieſer Trauerfall ſich gerade jetzt ereignet habe. „Meine erſte geliebte Mutter,“ fügte er bei, „hat meiner zweiten eben ſo lieben Mutter gleichſam Platz gemacht. Machen Sie ſich alſo doch unverzüglich auf den Weg.“

Sie antwortete, ſein freundliches Anerbieten gereiche ihr und ihrer Schweſter zu groſſem Troſte. Sie würde ſich glücklich ſchätzen, bei ihm eine ſo erwünſchte Zuflucht, einen ſo angemeſſenen Aufenthalt zu finden. Allein ihre Tochter, die ſich bisher in einem Inſtitute zur Bildung der weiblichen Jugend befand, ſey erſt geſtern zurückgekommen, weil das Inſtitut wegen der drohenden Kriegsereigniſſe auf unbeſtimmte Zeit geſchloſſen wurde. Drei Perſonen aber würde er doch unmöglich aufnehmen können.

Allein Clemens ſchrieb zurück: „Wie Sie wiſſen, bin ich ſchon im vorigen Jahre Regierungsrath geworden;

nach Empfang ihres Trauerſchreibens habe ich mir eine ſchöne Wohnung gemiethet. Hier finden Sie, Fräulein Tochter und Fräulein Schweſter Raum genug. Auch mein jetziges Einkommen iſt für uns Alle mehr als hinreichend. Eilen Sie alſo, ich bitte Sie, eilen Sie, ſobald als möglich zu kommen. Ich werde Sie alle drei mit Freuden aufnehmen. Ihre Fräulein Tochter habe ich zwar nicht die Ehre zu kennen, weil ſie damals, als Sie mich ſo menſchenfreundlich aufgenommen und bewirthet haben, nicht zu Hauſe war. Ich bin aber überzeugt, daß ſie ganz ihrer Mutter gleiche, und ein vortreffliches junges Frauenzimmer ſey. Meiner gütigen Krankenwärterin für ihre unſägliche Mühe und Sorgfalt, die ſie mit mir hatte, meine Dankbarkeit ſo gut ich kann, zu bezeigen, wird mir die größte Freude ſeyn."

Die Hofräthin machte alſo Anſtalten zur Abreiſe. Größeres Gepäck übergab ſie einem vertrauten Fuhrmann auf ſeinen Frachtwagen. Kleinere Sachen von Werth ſchickte ſie, der Sicherheit halber, auf die Poſt. Nur was zur Reiſe unumgänglich nöthig war, legte ſie zurecht, um es mit ſich zu nehmen. Vieles Hausgeräth, das ſie nicht mitnehmen konnte, verſchenkte ſie an die ehemaligen Amtsuntergebenen ihres ſeligen Gemahls. Unzählige Thränen wurden heute ſchon wegen ihres nahen Abſchiedes vergoſſen.

Drittes Kapitel.

Wanderung und Trennung.

Als die Hofräthin am folgenden Morgen aus der Kirche nach Hause ging, sah sie die ganze breite Straße mit dichten Schaaren bedeckt, die vor dem Feinde flüchteten. Es war ein großes Gedränge von Menschen. Weiber und Kinder, vornehme und geringe, saßen theils auf schwer beladenen Leiterwagen, theils gingen sie mit schweren Bündeln auf dem Kopfe, oder kleinen Bündelchen unter den Armen nebenher. Auch verwundete Soldaten, zu Fuß und zu Pferd, erblickte man unter der Menge. Es war ein trauriger Anblick. Einige der Flüchtenden erzählten, laut jammernd, wie schrecklich der Feind die Leute mißhandle.

Die Hofräthin war bisher wegen des Krieges ruhig und ohne Furcht gewesen. Sie meinte, der Feind sey noch nicht so nahe, auch war sie überzeugt, die Gerüchte von der Grausamkeit des Feindes seyen falsch, oder doch höchst übertrieben. Aber jetzt, bei dem Anblicke der traurigen Flucht so vieler bekümmerter Menschen erschrack sie so, daß ihr die Kniee zitterten. Sie suchte durch das Gedränge über die Straße nach Hause zu kommen. „Bestellt sogleich eine Kutsche", rief sie, in das Zimmer tretend; „wir wollen auf der Stelle abreisen und eilen, um über den Rhein zu kommen. Dort werden wir vorerst sicher seyn. Es ist gut, daß wir uns zu rechter Zeit reisefertig gemacht haben."

Als sie, ihre Tochter und Schwester, an den Fluß gekommen waren, schickte sie die Kutsche zurück. Ein

Schiff lag eben zum Abfahren bereit. Schweſter Franziska ſtieg zuerſt ein, und bot ihrer Nichte, der Fräulein Anna, die Hand, ihr einſteigen zu helfen; die Mutter wollte ihnen folgen, auch der Haushund ein, groſſer, brauner Pudel, der ſich nicht abweiſen ließ, begleitete ſie.

Ein roher Schiffsknecht aber ſchrie: „Zurück da! Es ſind ſchon zu viele Leute auf dem Schiffe, und den Hund könnten wir gar nicht mitnehmen. Begebt Euch auf das andere Schiff dort, das auch bald abfahren wird. Dort iſt noch Platz genug für Euch!“

Die Hofräthin wollte ihm Vorſtellungen machen. Allein in eben dem Augenblicke ſetzte das Schiff ſich in Bewegung und ſtieß vom Lande. Anna weinte bitterlich, ſich von der geliebten Mutter getrennt zu ſehen. Auch Franziska war darüber bekümmert. Indeß hofften beide, die Mutter werde auf dem andern Schiff ſogleich nachkommen.

Das Schiff, worauf ſie waren, brauchte mehr als eine ſtarke halbe Stunde zu fahren, weil der Rhein hier ſehr breit war, und ein heftiger Wind ihm entgegen wehte. Vom anden Schiff, das nur klein war, konnte man nichts wahrnemen.

Sobald Franziska und Anna an's Land geſtiegen waren, gingen ſie auf eine kleine Anhöhe, um zu ſehen, wo das kleine Schiff bleibe. Der Sturmwind hatte es zurück getrieben, und die tobenden Fluthen des Rheins es mit ſich fortgeriſſen. Plötzlich ſchlug es, nahe am Ufer, um, und alle, die darin waren, ſtürzten in's Waſſer, dies ſahen ſie beide deutlich.

Anna fiel vor Schrecken und Entſetzen in Ohnmacht; Franziska, die faſt eben ſo beſtürzt war, aber ſich zu faſſen ſuchte, leiſtete ihr Hülfe, und führte ſie, als ſie ſich etwas erholt hatte, und die Sonne bereits untergegangen war, mit Mühe in ein nicht weit entferntes Haus und bat um Nachtherberge. Da beide, noch bleich von Schrecken, weinten und ſchluchzten, nahm man, voll Mitleids, ſie willig auf. Allein ſie ſchliefen die ganze Nacht kein Auge, betheten ohne Unterlaß, und ſuchten ſich mit den Worten zu tröſten: „Was Gott thut, iſt immer gut. So ſchrecklich es ſcheint, iſt es doch das Beſte, was geſchehen kann. Sein heiliger Wille geſchehe!“

Sobald der Tag anbrach, und Anna, von Traurigkeit und vielem Weinen erſchöpft, etwas eingeſchlafen war, eilte Franziska an den Fluß, um zu erfahren, ob nicht Jemand von den in's Waſſer Gefallenen vielleicht gerettet worden. Wirklich landete bald ein Schiff. Allein auf ihre Fragen antwortete man ihr: „Alle ſind ertrunken. Nur zwei Schiffsknechte, gute Schwimmer, waren ſo glücklich, das Land zu erreichen.“

Franziska beſtellte nun ein Fuhrwerk, um bald möglichſt bei Clemens einzutreffen, der ſie und Anna ſo freundlich eingeladen hatte mit der Mutter zu ihm zu kommen. Allein, nachdem ſie eine Tagreiſe zurückgelegt hatten, konnten ſie nicht mehr weiter fahren. Die Straße war mit Artillerie- und Munitionswagen bedeckt, die dem Rheine zu zogen. Auch fragten ſie vergebens nach Pferden, denn alle mußten Vorſpanndienſte leiſten. Es blieb alſo nichts übrig, als zu Fuße weiter zu reiſen.

Man rieth und beſchrieb ihnen einen kurzen Fußweg; den ſie auch einſchlugen.

Als ſie einen Tag lang ſo fortgewandert waren, fühlte Franziska ſich ſo ermüdet, daß ſie nicht mehr weiter gehen konnte. Sie mußte öfter am Wege niederſitzen, und Anna ſie von Zeit zu Zeit weiter führen. Es war bereits Abend und fing an dunkel zu werden. Endlich ſahen ſie eine Kapelle und einige Häuſer aus dem Gebüſche der waldigen Gegend hervorragen. Die Thurmſpitze war nur mit Holzſchindeln bedeckt, die ihr ein ſilbergraues, nicht unangenehmes Anſehen gaben; die Häuſer hatten blos Strohdächer, von denen einige dicht mit Moos bewachſen, nur ein paar darunter noch neu und ſchön gelb waren.

Das Dörflein, Schwarzenthal genannt, lag unten an der nördlichen Seite eines hohen Berges, welcher dicht mit finſtern Tannen bewachſen war. Der Feldbau im Thale war wenig und ſchlecht. Die Leute ernährten ſich mit Holzfällen im Walde und mit Holzarbeiten. Sie machten Wurfſchaufeln, das Getreide zu worfeln, Pfähle, die Reben daran zu binden, Hopfenſtangen, Heurechen, hölzerne Teller und Löffel, auch Schachteln aller Art und dergleichen mehr.

Franziska und Anna gingen zuerſt in die Kapelle, und wollten erſt dann nachfragen, ob ſie in irgend einem Hauſe über Nacht bleiben könnten. Während ſie mit Inbrunſt und vielen Thränen, am Altare knieend, betheten, kam die Wittwe des Meßners, der kürzlich geſtorben war, herein; ſie verſah deſſen Dienſt einſtweilen und wollte eben die Abendglocke zum Gebethe

läuten. Sie fragte die Fremden mitleidig, warum ſie denn gar ſo traurig ſeyen. Dieſe erzählten, wie es ihnen ergangen, und fragten, ob für ſie in dieſem Dörflein eine Nachtherberge zu finden ſey.

Die Meßnerin ſagte: „Ein Kämmerlein könnte ich Euch wohl einräumen, wenn Ihr damit vorlieb nehmen wolltet.“ Sie gingen mit ihr, und die gutherzige Hauswirthin ſetzte ihnen zur Abendmahlzeit Brod und Ziegenkäſe vor, und bedauerte, daß ſie ihnen nur klares Waſſer zu trinken geben könne.

Franziska befand ſich am folgenden Tage, von der Anſtrengung der ungewohnten Reiſe zu Fuß, noch mehr von Traurigkeit und Kummer, ſo angegriffen, daß ſie wohl ſah, ſie werde einige Tage hier bleiben müſſen. Sie ſagte dieſes der Hausfrau, und bat ſie, es zu geſtatten, bei ihr bleiben zu dürfen, ſie werde Alles bezahlen. „O bleibt, ſo lange Ihr wollt,“ ſagte dieſe, „von einer Bezahlung iſt keine Rede. Ich werde Euch aber nur ſchlecht bewirthen können. Mich freut es übrigens, Euch unter mein niedriges Dach aufgenommen zu haben, wenn Ihr mir auch keinen Heller erſetzen könnet. Es wird ſchon anderwärts bezahlt werden. Ich ſehe, daß Ihr fromme, chriſtliche Leute ſeyd. Und Chriſtus der Herr ſagt ja: „Was ihr immer den Meinigen thut, das habt ihr mir gethan.“

Da es bekannt wurde, zwei fremde Frauenzimmer ſeyen angekommen, was in dem kleinen Weiler eine unerhörte Erſcheinung war, ſo kamen viele der Einwohner, beſonders Weiber und Mädchen, ſie zu ſehen, und ihnen allerlei ländliche Lebensmittel zum Geſchenke

zu bringen, Eier und Butter, auch Milch, etwas Mehl und dergleichen; ſie verſahen ſie auch mit Betten. Anna lehrte dafür die Mädchen ſtricken und nähen, und dieſe pflückten für ſie Beeren in dem Walde.

Franziskas Kränklichkeit währte länger als ſie dachte. Sie und Anna hatten zwar in ihren Reiſetaſchen das nöthigſte Weißzeug mitgenommen; allein ihre Kleider fingen an unſcheinbar zu werden und zu zerreißen. Anna ging daher, von der Hausfrau begleitet, in einen wohl eine Meile weit entfernten Marktflecken, wo ſich ein Kaufladen befand. Sie kaufte Kattun und andere nöthige Zubehör. Auf das Kleidermachen verſtand ſie ſich vortrefflich und ſetzte ſich ſogleich an die Arbeit. Sie ſchnitt die Kleider zu, und zwei der größern Mädchen halfen ihr nähen.

Anna's und ihrer Tante Lage war nun erträglich. Nur ein Kummer lag ihnen ſchwer auf dem Herzen. Franziska hatte dem Herrn Rath Clemens geſchrieben und ihm alles erzählt, was ihr begegnete, — allein es kam keine Antwort. Ihre wenige Baarſchaft war beinahe ganz erſchöpft. Es wäre ihr jetzt noch unmöglicher geweſen, zu ihm zu reiſen, obwohl ihre Geſundheit ſich merklich gebeſſert hatte. Sie ſchrieb abermals und rekommandirte den Brief. Sie hatte darauf gerechnet, er werde ihr Mittel verſchaffen, zu ihm zu kommen. Allein ſie war in ihrer Erwartung getäuſcht.

Die Antwort blieb aus.

Sie ſprach darüber öfter mit Anna. „Ach," ſagte ſie, „ich kann es nicht glauben, daß der Dank des Mannes, den wir für ſo gut und edel hielten, nur in

ſchönen Worten beſtanden habe, und daß er jetzt, da er ſeine Dankbarkeit durch die That beweiſen kann, ſich nicht mehr um uns bekümmere. Es iſt nicht möglich! Doch bleibt es wahr; wir ſollen nicht zu ſehr auf Menſchen vertrauen, ſondern allein auf Gott!"

Viertes Kapitel.

Die Theuerung.

Nunmehr wurden Getreide und alle Lebensmittel ſehr theuer. Der Bäcker im Orte hatte aufgehört zu backen, weil er nicht Geld genug auftreiben konnte, den Kornmarkt zu beſuchen, und die hohen Getreidepreiſe zu erſchwingen. Man befürchtete eine Hungersnoth. Da ſagte eines der Mädchen, das täglich zu Anna kam, um bei ihr ſich im Nähen zu üben: „Die Aernte jenſeits des Berges, an dem wir wohnen, fällt ſehr gut aus. Man hat bereits angefangen, zu ſchneiden. Bei uns iſt das wenige Korn noch lange nicht reif. Ich und einige andere Mädchen werden morgen, ſobald es Tag wird, hingehen und Aehren leſen. Gehen Sie auch mit;" ſagte ſie; „vielleicht bringen wir doch ſo viel zuſammen, daß wir damit ausreichen, bis dort das Korn hereingebracht und gedroſchen iſt, und davon verkauft werden kann."

Anna war ſogleich entſchloſſen, mitzugehen. Am frühen Morgen, da es noch dämmerte, nahm ſie mit Thränen in den Augen von ihrer geliebten Tante Abſchied. Dieſe weinte auch, und ſagte: „In Gottes

Namen gehe hin! Wir haben keine andere Wahl; denn die Noth ist groß; Gott wolle mit dir seyn."

Anna hatte Mühe, den steilen Berg, voll finsterer Tannen, über den ein schmaler Fußweg führte, zu ersteigen. Als sie die Höhe des Berges erreicht hatte, und aus dem Walde heraus kam, ging eben die Sonne auf und beleuchtete die weitverbreiteten Getreidefelder. Die unzähligen Halmen und Aehren schimmerten wie Gold, die Sicheln der Schnitter glänzten wie Silber. „Ach," dachte sie, „dieser Berg, der das finstere, dürftige Thälchen von dieser sonnigen, reichen Gegend scheidet, gleicht der Scheidewand zwischen unserm Leben auf Erden und jenem im Himmel!" Sie begab sich sogleich auf den nächsten Acker; die Mädchen, die mit ihr gekommen waren, vertheilten sich auf die andern Felder. Die Schnitterinnen grüßten Anna freundlich, und neigten sich vor ihr als einem Fräulein. Anna bat um Erlaubniß, Aehren zu lesen. Die Schnitterinnen lachten und meinten, sie scherze nur. Allein sie sprach, indem Thränen in ihren Augen glänzten: „Es ist mein Ernst; die große Theurung versetzt auch mich in Noth. Ich bitte, die liegengebliebenen Aehren auflesen zu dürfen."

Man erlaubte ihr dieses sehr gerne, und sie fieng sogleich an, zu ähren. Wenn sie einen Arm voll Halmen gesammelt hatte, schnitt sie die Aehren mit einem Scherchen ab, und that sie in die große Reisetasche, die sie mit sich genommen hatte.

Jetzt war es bereits Mittag. Die Sonne stand hoch am Himmel, und es war glühend heiß. Die

Schnitterinnen ſetzten ſich in den Schatten einer breiten Buche zu dem Mittagsmahle, das man ihnen hinausgetragen hatte. Anna ging zu einer nahen Felſenquelle, um ſich mit dem klaren, friſchen Waſſer, und einem Stücklein trocknen Brodes, das ſie bei ſich hatte, zu erquicken. Ein Schnittermädchen kam aber herbei, und lud ſie im Namen aller ein, mit ihnen zu eſſen. Anna war ſehr froh, an der friſchen Milch, dem guten, kräftigen Brode und reinlichen goldgelben Butter ſich wieder einmal ſatt eſſen zu können. Die älteſte Schnitterin und Aufſeherin der Uebrigen legte der Aehrenleſerin Anna noch ein Stücklein Kuchen vor. „Dieſes", ſagte Anna, „will ich, wenn Ihrs erlaubt, meiner Tante bringen." Die wohlthätige Geberin lächelte freundlich, ſchnitt von einem länglichtrunden Brode zwei Scheiben ab, beſtrich ſie mit Butter, legte ſie ſo aufeinander, daß die zwei mit Butter beſtrichenen Scheiben genau zuſammenpaßten und gab ihr das Butterbrod, es der Tante zu bringen. Anna dankte herzlich und that es zu den Aehren in die Reiſetaſche. Dann begab ſie ſich ſogleich wieder zu ihrer Arbeit und füllte auch ihre Schürze mit Aehren.

Nunmehr neigte ſich aber die Sonne zum Untergange. Die andern Aehrenleſerinnen kamen herbei und ermahnten ſie, es ſey die höchſte Zeit, nach Hauſe zu gehen. Es wurde aber, ehe ſie heimkamen, zumal in dem düſtern Tannenwalde ganz Nacht. Jedoch leuchtete ihnen der freundliche Vollmond.

Franziska war, als Anna in die kleine Stube trat, ſehr erfreut, und erſtaunte über die Menge Kornähren,

die Anna auf ein weißes Leintuch, das sie auf den Stubenboden gebreitet, ausschüttete. „Gott sey Dank für diesen Segen," sagte Franziska. „Ach nur wenn wir in Noth sind, wissen wir seine Gaben, die wir oft für gering achten, recht zu schätzen! Du hast ja so viel gesammelt, daß wir auch unserer guten Hausfrau davon mittheilen können."

„Und denke nur, liebste Anna," sprach sie weiter, „während du Aehren sammeltest, habe ich in der alten Bibel, die ich hier im Hause gefunden, die Geschichte der frommen Aehrenleserin Ruth mit großer Rührung wiederum gelesen. Du gleichest ihr, du bist so liebevoll und treu gegen mich, wie sie gegen ihre Schwiegermutter gewesen. Unsere Hausfrau hat mir erzählt, als du den Kattun zu unsern Kleidern eingekauft habest, sey eine vornehme Dame in den Kaufladen gekommen, habe lange mit dir geredet, großes Wohlgefallen an dir gehabt, und dir das Anerbieten gemacht, ihre Kammerjungfer zu werden. Du solltest, habe sie gesagt, vielmehr ihre Freundin als ihre Dienerin seyn; du werdest es bei ihr gewiß gut haben und mit dem Gehalte, den sie dir gebe, mehr als zufrieden seyn. Du aber habest gesagt, eine so große Ehre, eine so große Freude dieses freundliche Anerbieten für dich sey, so glücklich du dich schätzen würdest, einer so edlen, menschenfreundlichen, wohlwollenden Dame zu dienen, sey es dir dennoch unmöglich, deine geliebte kranke Tante, die deiner bedürfe, zu verlassen. Du hast mir von allem diesem nichts gesagt, du warst so edel und wolltest mich nicht wissen lassen, welches Opfer du

mir gebracht haſt. Denn bei mir haſt du nichts, als Armuth und Jammer! Aber denke an mich, Gott wird deine Liebe und Treue gegen mich gewiß belohnen. Er wird dich reichlich ſegnen, wie Er die treue, fromme Ruth geſegnet hat."

Fünftes Kapitel.

Unerwartete Freuden.

Am folgenden Morgen, als kaum die Sonne aufgegangen war, hatte Anna ſich wieder auf dem Acker eingefunden. Nachdem ſie eine Weile, tief zur Erde gebückt, emſig Aehren geſammelt, merkte ſie, daß Jemand ſich ihr nahe. Sie blickte auf, und war von Schrecken und Freude faſt außer ſich. Sie wußte nicht, ſey es eine Erſcheinung oder Wirklichkeit, was ſie ſah. In einem weißen Kleide und ſehr bleich von Angeſicht ſtand ihre Mutter vor ihr, von der ſie bisher geglaubt hatte, ſie ſey ertrunken. Sie ließ die geſammelten Aehren fallen, ſchlug die Hände zuſammen, und ſank beinahe zu Boden. „O Gott," rief ſie, „was ſeh' ich! o Mutter, biſt du es wirklich?"

Die Mutter umfaßte ſie mit beiden Armen, hielt ſie aufrecht, und ſprach in Thränen ausbrechend: „Ja, liebſte Tochter, ich bin es! O ſag' doch, lebt meine Schweſter noch! Ach ich hielt dich und ſie für todt!" Anna konnte lange weder reden noch weinen. Endlich vergoß auch ſie einen Strom von Thränen und

ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ja, ſie lebt noch.“ Beide zerfloſſen in Thränen und blickten von Zeit zu Zeit dankend zum Himmel auf. Dieſes Wiederſehen war unbeſchreiblich rührend.

Eine Schnitterin rief laut: „Welch' ein Wunder! Unſere gnädige Frau iſt die Mutter des armen Fräuleins!“ Alle Schnitter und Schnitterinnen, die Mädchen, die mit Anna gekommen waren, und viele arme Kinder, die Aehren laſen, kamen herbei und ſchloſſen einen Kreis um Mutter und Tochter. Alle weinten und ſchluchzten. Ein alter Schnitter ſprach: „Es iſt eine wunderbare Fügung Gottes, daß Mutter und Tochter, die nichts mehr von einander gewußt hatten, einander ſo unerwartet wieder gefunden haben!“ Ein Schnittermädchen ſagte: „Nun iſt dem armen Fräulein geholfen! Nun wird ſie, anſtatt Aehren zu leſen, volle Garben unter die Armen vertheilen können!“ Der alte Schnitter ſprach: „Wir alle wollen mit Mutter und Tochter Gott danken. Er iſt barmherzig und gnädig, und ſeine Güte währet ewig.“

„Ja, ſo iſt es!“ ſagte die Frau. „Danket Gott mit mir! Und euch, ihr lieben Leute, danke ich für eure Theilnahme!“

Sie führte nun ihre Tochter am Arme dem ſchönen Hauſe zu, das nicht weit entfernt war. Eine Kammerjungfer eilte herbei um das Fräulein führen zu helfen. Sie brachten es in eine grüne Laube des Gartens am Hauſe. Die Mutter ſetzte ſich mit ihrer wiedergefundenen Tochter auf das Kanapee in der Laube, und ſprach: „Nun ſage mir vor Allem, liebe Tochter wie

es dir und meiner Schweiter ergieng, daß du, wie die ärmſten Leute, dich genöthiget ſaheſt, Aehren zu leſen."

Anna fing an zu erzählen, daß ſie und die Tante von einer Anhöhe aus ſahen, wie das Schifflein, auf dem die Mutter ſich befand, untergegangen.

Sie war aber von dem Freudenſchrecken, ihre Mutter ſo höchſt unerwartet wieder zu ſehen, ſo erſchüttert, daß ſie nicht weiter reden konnte. Auch hatte ſie heute noch kein anderes Nahrungsmittel gehabt, als ein Stücklein ſchwarzes Brod, das naß und ſehr entfärbet.

Die Mutter befahl der Kammerjungfer, eilig Kaffee zu bringen. Sie brachte auf einem zierlichen Kaffeebrette zwei Kännchen von Steingut, eine ſchöne vergoldete Taſſe von feinem Porzellan, Zucker und weißes Brod. Anna rauchte nie ſehr. Sie hatte ſeit lange keinen Kaffee mehr über die Lippen gebracht.

Jetzt erzählte ſie Alles, was ihr und der Tante begegnet, ſeit ſie von der Mutter getrennt wurden. Die Mutter hörte nicht ohne Thränen zu.

„Aber nun," ſagte Anna, „erzähle du, liebe Mutter wie du aus dem Waſſer gerettet wurdeſt, und wie du, ſo ganz gegen alle Erwartung zu mir auf den Acker gekommen biſt."

Die Mutter erzählte: „Als ich in den reißenden Rheinſtrom gefallen war, meinte ich, es ſey mein letzter Augenblick, und ich empfahl meine Seele Gott. Das Waſſer brauſte mir in den Ohren, und ich verlor das Bewußtſeyn. Allein unſer getreuer Pudel faßte mich am Kleide, oben zunächſt am Halſe, und zog mich an das nahe Land. Nicht weit von dem Ufer befand

ſich die Wohnung eines Fiſchers. Er ſtand unter der Hausthüre und rief ſeinem Weibe. Beide eilten herbei und trugen mich in das Haus. Ich war von dem kalten Waſſer ganz betäubt und völlig durchnäßt. Das gutherzige Weib reichte mir ein friſchgewaſchenes Hemd, brachte mich zu Bette, und heizte ein, meine Kleider zu trocknen. Ich ſchlief bald ein, und erholte mich wieder. Meine erſte Sorge war, als ich erwachte, ſogleich über den Rhein und wieder zu euch zu kommen. Allein es war ſchwer, ein Schiff aufzutreiben. Denn die feindlichen Kriegsſchaaren waren bis an den Rhein vorgerückt. Endlich fand ſich doch eines. Sobald ich herüber war, erkundigte ich mich nach euch. Niemand wußte mir aber Auskunft zu geben. Auch hier wimmelte es von Truppen, um dem Feinde den Uebergang zu wehren. Ich forſchte überall nach; doch dies war ſehr mühſam und vergebens. Ein zuverläſſig ſcheinender Mann in dem Gaſthofe, in dem ich einkehrte, verſicherte mich, er habe es mit Augen geſehen, wie zwei Frauenzimmer auf einem ſchmalen Brette vom Schiffe an das Land gehen wollten. Das jüngere habe fehl getreten, das ältere habe es halten wollen, allein beide ſeyen in den Fluß geſtürzt und zu Grunde gegangen. Der Beſchreibung nach konnte ich nicht zweifeln, ihr ſeyet es geweſen. Jetzt ſehe ich den Irrthum. Das Unglück, dergleichen bei der übereilten Flucht ſich viele begeben haben werden, mag ſich wohl auf einem andern Schiffe ereignet haben.

Ich ſetzte nun meine Reiſe allein und tiefbetrübt fort. Als ich in der Hauptſtadt ankam, waren meine, dem

Fuhrmann und der Poſt übergebenen Habſeligkeiten richtig eingetroffen. Mehrere Zimmer ſtanden für uns in Clemens Wohnung der nunmehr Regierungsrath war, und der mich auf's Herzlichſte empfing, bereit, er war aber höchſt beſtürzt, daß du und meine Schweſter nicht mitkamen. Und als er von mir vernahm, daß ihr beide nicht mehr am Leben ſeyed, ſo weinte er bittere Thränen. Doch er wußte ſich auch wieder zu faſſen, trocknete die Augen und ſprach: „Sie ſind nun bei Gott. Wir nur ſind in Thränen, ſie ſind in Freuden. Im Himmel werden wir ſie wieder ſehen.“

Der gute Clemens bot alles auf, mich zu erheitern. Vor einem Jahr hat er dieſes ſchöne Landgut geerbt, das Haus und den Garten da, die Aecker dort, mehrere Wieſen, die nebſt dem Wald am nahen Berge dazu gehören. Er nahm mich mit hieher, und bat mich, was in der Hauseinrichtung noch fehlte, in Ordnung zu bringen. Er dachte, die Landluft, der Aufenthalt in dieſer ſchönen Gegend, beſonders aber ſtete Beſchäftigung werde mich meine traurigen Gedanken vergeſſen machen.

Geſtern kamen die Schnitterinnen vom Acker zurück und erzählten mir als eine ſeltſame Neuigkeit, ein vornehmes Fräulein, in einem ſanftblauen, weißgeblümten Kleide und mit einem netten, neuen Strohhütchen, habe draußen auf dem Acker Aehren geſammelt. Eben ſo wunderten ſie ſich über die ungeheuer große Geldtaſche, welche das Fräulein am Arme trage um die Aehren hineinzuthun. Dieſe Taſche von hochrothem Zeuge mit ſchwarzen Streifen habe das Fräulein eine Reiſe-

taſche genannt. Das Schloß eben daran ſey ſo breit, als die Taſche und glänze wie Silber. Das fiel mir auf. Ich fragte, wo das Fräulein ſich aufhalte. Sie ſagten, es wohne zu Schwarzenthal drüben über dem Berge bei ihrer Baſe. Da kam mir plötzlich der Gedanke in den Sinn, du könnteſt dieſes Fräulein ſeyn, zumal Clemens noch immer zweifelt, ob die Nachricht von eurem Tode richtig und gewiß ſey. Er behauptet, bei jener übereilten Flucht und allgemeinen Verwirrung könne leicht eine Verwechslung der Perſonen ſtattgefunden haben.

Ich ſtand heute in aller Frühe auf und ſchaute beſtändig aus dem Fenſter, die als ſo freundlich und beſcheiden geſchilderte Aehrenleſerin von dem Berge herabkommen zu ſehen. Sobald ich dich erblickte, eilte ich hinaus in das Feld. Noch klopft mir das Herz vor Freude, dich lebend zu ſehen. Und dir iſt es, wie ich ſehe, liebe Tochter, ebenſo. O, welche Seligkeit wird es einſt ſeyn, deinen Vater im Himmel wieder zu ſehen!"

Jetzt trat der Regierungsrath, von der Jagd aus dem Walde zurückgekommen, in die Laube, und fragte ſogleich, wer das fremde Frauenzimmer ſey. Als er es vernahm, war auch ſeine Freude ganz unbeſchreiblich. Er grüßte das Fräulein auf das freundlichſte. „Und wo befindet ſich denn," fragte er, „meine ſo unſäglich gütige Krankenpflegerin?" Anna ſagte es, und erzählte kurz das Weſentlichſte, wie es ihnen beiden bisher ergangen war.

Der Pudel, der mit herein kam, erkannte Anna

ſogleich wieder, und fing freudig zu bellen an, ſprang faſt beſtändig an ihr hinauf, ſah ſie dann wieder eine Weile an, wedelte mit dem Schweife, und machte dann wieder ſeine Luftſprünge.

Als Anna ihre Erzählung geendet hatte, ſagte Clemens: „Sogleich nach Tiſche wollen wir zu der edlen Franziska fahren. O wie glücklich ſchätze ich mich, nun im Stande zu ſeyn, ihre gütige Sorgfalt und unermüdeten Dienſte ihr in etwas vergelten zu können!

Sechstes Kapitel.

Kinderſegen und Erntefeſte.

Die Mahlzeit war nun kurz. Die Kutſche fuhr vor und alle drei ſaßen ein. Die Straße führte um den Berg herum, und nur Anfangs ein wenig daran hinauf. Hier konnte man das weite, breite Kornfeld ganz überſehen. Unzählige Arme, Erwachſene und Kinder, ſammelten die abgefallenen Aehren. „So emſig und zur Erde gebückt," ſagte Clemens, „als ſuchten ſie Edelſteine." „In der That," ſagte Anna, „ſind die Getreidkörnlein für uns Menſchen koſtbarere Geſchenke des Himmels, als Perlen und Edelſteine."

Hie und da ſtanden Schnitter und Schnitterinnen um ihre Mahlzeit herum, und beteten andächtig zu Tiſche, obwohl für ſie nur auf der Erde gedeckt war. „Das iſt ein rührender Anblick," ſagte Anna. „Ich

habe aber bemerkt, daß jetzt zur Zeit der Theuerung, viele Menſchen, die das Tiſchgebeth nur nachläſſig herſagten oder es gar unterließen, es nun ſehr andächtig bethen. Wenn die Leute anfangen Gott zu vergeſſen, theilt Er ihnen ſeine Gaben ſparſamer mit. Dann blicken ſie wieder zu Ihm auf, und ſprechen die Worte: „Aller Augen hoffen auf Dich", mit mehr Empfindung aus."

Die Mutter ſprach: „Meine liebe Schweſter wird eine unbeſchreibliche Freude haben, mich wieder zu ſehen, da ſie mich für todt hält." Anna ſagte: „Wir müſſen ſie darauf vorbereiten. Denn jedes, auch das kleinſte unerwartete Ereigniß, ſey es erfreulich oder traurig, greift ſie ſehr an. Ein unbedeutendes Geräuſch, ein zu lautes Wort, ein Löffel, der zu Boden fällt, kann ſie erſchrecken. Wir dürfen alſo nicht alle zugleich zu ihr hinein treten."

Clemens erwiederte: „Sie haben Recht! Sie müſſen zuerſt hineingehen, und blos als eines noch ungewiſſen Gerüchtes erwähnen, Franziskas Schweſter lebe noch. Dann will ich folgen, und nach und nach eine gewiſſere und endlich ſichere Hoffnung in ihr erregen. Nun erſt ſoll die geliebte, als todt beweinte Schweſter ſelbſt erſcheinen. Eine Strecke vor dem Dorfe wollen wir ausſteigen."

Franziska hatte eben ein krankes Kind beſucht und ſich wieder nach Hauſe begeben. Der Pudel, welcher den Dreien, als ſie ausgeſtiegen waren, vorausgeſprungen war, noch am Boden, verfolgte ihre Spur,

ſprang in das Haus und erhob ein lautes Freudengebell.

„Nun wohl," ſprach Clemens, „der Hund iſt ein Kurier, der uns vorläufig anmeldet." Ueber eine Weile ging Anna hinein. Die Mutter und Clemens blieben vor der Hausthüre ſtehen, und hörten wie der Hund von Zeit zu Zeit bellte.

„Es iſt doch wunderbar," ſprach Clemens, „wie der gütige Gott die Hausthiere, die Er zu unſerem Dienſte beſtimmte, mit allen dazu nöthigen Eigenſchaften ausgerüſtet hat. Nach ſo langer Zeit hat der Hund ſeine ehemalige Gebieterin zu finden gewußt."

„Ja," ſagte Anna's Mutter, „das iſt wirklich zum Erſtaunen! Mir hat der treue Pudel ſogar das Leben gerettet. Er hätte es ſonſt nie geſchehen laſſen, daß Jemand mich nur am Kleide faſſe. Allein er gab es willig zu, daß jener Fiſcher und ſein Weib mich ergriffen und in ihr Haus trugen. Er merkte, daß ſie mir helfen wollten, und zeigte eine Art freundlicher Dankbarkeit gegen ſie."

„Auch ich," ſprach Clemens, „habe es den Pferden zu danken, daß ich damals, als ich faſt erfroren auf der Straße im Schnee lag, nicht um das Leben kam. Sie konnten in dem engen Hohlwege weder rechts noch links ausweichen, und ließen ſich nicht einmal mit Peitſchenhieben bewegen, auf mich zu treten."

Franziska zerrieb, als Anna in die Stube trat, eben geſammelte Aehren, die vor ihr auf dem Tiſche lagen, zwiſchen den Händen und that die Körnlein ſorgfältig in eine irdene Schüſſel. „Ach," rief ſie,

„warum kommſt du denn ſo bald, und ohne die Reiſetaſche? Man wird dich doch nicht ausgepfändet haben. Und wie kommt denn der Pudel hieher?“

Anna ſagte freundlich lächelnd: „Es geht ein Gerücht, meine Mutter lebe noch! Und, daß der Pudel mich auffand, ſcheint es zu beſtätigen.“

Jetzt kam Clemens herein, grüßte ſeine Wohlthäterin Franziska freundlichſt und freudigſt, und ſprach, da dieſe noch immer zweifelte, nach einigen klug eingeleiteten Reden: „Faßen Sie Muth! Sie haben gegründete Hoffnung, Ihre geliebte Schweſter bald, ja ſogleich wieder zu ſehen.“

Die Schweſter öffnete die Thüre und rief: „Gott grüße dich, liebſte beſte Franziska!“ Beide ſanken einander in die Arme. Dieſes Wiederſehen war auf das Höchſte rührend. Franziska ſagte öfter: „O, wie danke ich Gott, daß Er mich dich wiederſehen ließ — daß Er mir gerade jetzt zur Zeit der höchſten Noth Hülfe ſendet!“

„Aber um des Himmels Willen,“ ſprach der Regierungsrath, „warum haben Sie mir denn nicht Nachricht gegeben, wo Sie ſeyen und wie es Ihnen gehe?“

Franziska ſagte: „Ich habe Ihnen zweimal geſchrieben und den zweiten Brief rekommandirt, aber es kam keine Antwort.“

„Ich erhielt keinen dieſer Briefe,“ ſprach der Regierungsrath. „Ich ließ zwar eine Aufforderung an Sie in die Zeitungen ſetzen, jedoch nur mit den Anfangsbuchſtaben Ihres und Annas Namen, meinen

Namen, Stand und Wohnort fügte ich aber ausführlich bei. Allein keine der Zeitungen kam wie begreiflich hieher in diesen abgelegenen Winkel der Erde. Ich werde nachforschen, wo die Briefe geblieben."

Clemens berichtigte nun, was Franziska zu Schwarzenthal etwa noch zu bezahlen hatte. Anna packte ein. Die Kutsche fuhr vor die Hausthüre. Eine Menge Leute, die meisten Bewohner des Ortes, liefen zusammen. Clemens sprach zu ihnen: „Ihr lieben Leute! ich danke Euch für alle die Liebe und Güte, die ihr meinen zwei Freundinnen erzeigt habt. Ich werde suchen Euch dieselbe zu vergelten!" Sie stiegen ein, und kamen, unter beständigen Aeußerungen ihrer Freude und ihres Dankes gegen Gott in das Landhaus zurück.

Der Regierungsrath schrieb sogleich an das oberste Postamt der Residenz. Er war zwar überzeugt, der vermißte Brief sey in dem Buche, in das rekommandirte Briefe eingetragen werden, nicht zu finden; er nannte aber das Postamt, dem Franziska durch den Boten, der gewöhnlich durch Schwarzenthal kam, den Brief hatte übergeben lassen. Der Bote wurde zur Rede gestellt. Da kam es nun heraus, daß der Bote, der seinen Fuß übertreten, die Briefe seinem Sohne anvertraut hatte. Der junge Bursche aber hatte den Brief, der bis an die Grenze frankirt war, unterschlagen und das Geld eingeschoben. Wegen dieses Vergehens wurde er auf einige Tage bei Wasser und Brod eingesperrt und den Botendienst, den er erhalten hätte, bekam ein Anderer. So lautete ein späteren Bericht.

Am folgenden Tage verabredete Clemens ſich mit dem Ortsgeiſtlichen, den erſten Getreidewagen mit angemeſſener Feierlichkeit hereinführen zu laſſen. Er ließ einen Wagen hoch mit Garben laden. Anna flocht grüne Kränze mit blauen und rothen Kornblumen darin, und wies die Schnittermädchen an, den Wagen ringsum damit zu verzieren. Zu oberſt auf den Wagen legten die Schnitter einen großen Kranz von Eichenlaub. Die Schulkinder, von ihrem Lehrer angeführt, die Jünglinge und Jungfrauen, Väter und Mütter, die ganze Gemeinde, von dem Pfarrer begleitet, gingen Paar und Paar in der ſchönſten Ordnung dem Wagen entgegen. Man läutete mit allen Glocken. In der Kirche wurde der Lobgeſang angeſtimmt: „Herr Gott, wir loben Dich!“ Unzählige Thränen der Freude und des Dankes wurden vergoſſen.

Clemens bereitete auch den Bewohnern von Schwarzenthal ein Freudenfeſt. Er ließ zwei oder drei Wagen mit neuausgedroſchenem Getreide beladen. Er erſuchte Anna, die alle Familien des Weilers genau kannte, ein Verzeichniß von ihnen aufzuſetzen und dabei zu bemerken, welche die Dürftigſten ſeyen. Er ließ von dem neuen Getreide Brod backen. Dann fuhr er mit Anna, ihrer Mutter und Franziska hin, und theilte das Getreide, und große ſchwarze Brode den Vätern und Müttern, und kleineres, weißes Brod, Semmeln und Wecken, den Kindern aus. Alle dieſe bedürftigen Leute dankten ihm mit Freudenthränen, und als er fort war, gingen ſie in die Kapelle und dankten Gott.

Während der Erntetage war das Wetter immer ſchön und der Himmel hell und heiter geweſen. Jetzt aber regnete es beſtändig ſo heftig, daß man nicht ausgehen konnte. Anna ſetzte ſich Abends an das Klavier und ſang. Unter Anderm auch ein Ernte-Liedchen, das ſie von einem Schnittermädchen ſingen gehört hatte:

Laß dich ſchneiden, laß dich ſchneiden,
Ernte reif und warm!
Sieh, ein Mädchen voller Freuden
Sammelt dich in Arm.

Daß ſich Fleiß und Arbeit nähre,
Reift dich Sonnenſtrahl;
Falle, falle, goldne Aehre!
Alles fällt einmal!

Abends bindet man die Garben,
Führt ſie jubelnd heim;
Menſchen kamen auch und ſtarben,
Alles kehret heim.

Einſt auch fall' ich Schnittermädchen
So dahin, dahin.
Und es regt ſich wohl kein Blättchen,
Daß ich nicht mehr bin.

Aber Frühlingsodem wehet
Ueber Grab und Flur,
Und aus todter Hull' erſtehet
Schöner die Natur!

Falle, falle goldne Aehre,
Reif vom Sonnenſtrahl;
Falle, falle goldne Aehre
Alles fällt Einmal!

Siebentes Kapitel.

Fleiß und kindliche Liebe belohnt.

Clemens begab ſich nunmehr mit den drei Frauenzimmern von dem Lande in die Stadt. Franziska erkrankte von den Anſtrengungen der weiten Reiſe und dem kümmerlichen Leben in Schwarzenthal; ihre liebevolle Schweſter ſaß faſt beſtändig an ihrem Krankenbette und wartete ihr ab. Anna führte indeſſen die Aufſicht über das ganze Hausweſen, über Küche und Keller, Speiſekammer, Käſten und Schränke voll Weißzeug und Sie wußte Alles ſehr gut anzuordnen, legte ſelbſt Hand an, war unermüdet fleißig, überaus geſchickt, und immer heiter, fröhlich und freundlich. Wer ſie ſah, erkannte, in ihr die trefflichſte Haushälterin.

Sie war in dem Inſtitute, wo man ſie Fräulein Nännette nannte, wiewohl ſie ſich lieber Anna nennen ließ, die ausgezeichnetſte Schülerin. Sie hatte ſich ſchöne Kenntniſſe erworben; ſie war aber ſo beſcheiden, daß ſie nie damit glänzen wollte. Nur wenn ſie dazu aufgefordert wurde, oder ſonſt bei Gelegenheit, wo ſie es für ſchicklich und nöthig hielt, gab ſie dieſelben an den Tag.

Als Tante Franziska wieder geſund war, fand ſich in dem Hauſe von Zeit zu Zeit große Geſellſchaft von vornehmen Herren und Damen ein. Anna wußte ſich ſo unbefangen und mit ſolchem Anſtande zu benehmen, als hätte ſie von jeher in ſolcher Geſellſchaft gelebt.

In dem Saale ſtand ein prächtiger Flügel. Die

Damen baten ſie, zu ſingen und zu ſpielen. Einer der Herren hatte ein Muſikſtück aus der neueſten Oper mitgebracht und auf den Flügel gelegt, um zur Unterhaltung der Geſellſchaft beizutragen. Anna nahm das Blatt und ſang, und ſpielte ſo vortrefflich, daß die ganze Geſellſchaft darüber erſtaunte.

Einmal kam auch eine Engländerin, die Gemahlin des engliſchen Geſandten, der eben verreiſt war, mit in die Geſellſchaft. Sie verſtand kein Deutſch, und man merkte ihr an, daß ſie es ſchmerzte, an der allgemeinen fröhlichen Unterhaltung keinen Antheil nehmen zu können. Anna ſetzte ſich zu ihr, und redete mit ihr engliſch. Die Dame war entzückt, ihre Mutterſprache zu hören. Beide unterhielten ſich ſehr gut. Anna ſprach ſo fertig und rein engliſch, daß die Engländerin ſie fragte: „Wie viele Jahre haben Sie in England zugebracht?“

So ſchön Anna war, ſo verehrte man ſie wegen ihres Verſtandes und Herzens, ihrer reichen Talente und Kenntniſſe, und ihrer Beſcheidenheit noch mehr, als man ihre Schönheit bewunderte.

Clemens war von der reinſten Verehrung gegen ſie durchdrungen; auch ſie wußte den edlen Mann zu ſchätzen, der unermüdet für ſein Vaterland arbeitete, und gegen Jedermann gütig, freundlich und dienſtfertig war.

Er bat die Mutter um Anna's Hand. Dieſe war, ſo wie die Tante, darüber hoch erfreut. Die Ver-

lobung fand ſogleich ſtatt, die Vermählung aber beſchloß man auf dem Landgute zu feiern, um ſich und Andern unnöthige Koſten zu erſparen, nicht zu ſehr zerſtreut zu werden, und um mit ruhiger Sammlung des Gemüths und innigem Flehen zum Himmel dieſen wichtigen Schritt zu thun, von dem ja das ganze Glück des künftigen Lebens abhängt.

An einem ſchönen Abend nach der Trauung gingen beide Neuvermählte hinaus in das Feld. Das Getreide war bereits reif zur Ernte. „Wie ſchön", ſprach Clemens, „zwiſchen den gelben Halmen die blauen und purpurrothen Kornblumen, mit den drei Hauptfarben des ſiebenfarbigen Regenbogens prangen." „Ja," ſagte Anna, „Gott giebt uns den reichlichſten Segen auf die ſchönſte und freundlichſte Art!"

Als Beide zu dem Acker kamen, auf dem Anna Aehren geleſen hatte, ſprach ſie mit Thränen in den Augen: „O wie gut iſt Gott! Wie hätte ich damals denken können, daß ich dieſen Acker mein Eigenthum werde nennen können, ja, daß eben dieſes Aehrenleſen die Veranlaſſung dazu ſeyn werde, daß wir beide einander fanden."

„Eben ſo wenig konnte ich denken," ſprach Clemens, „als ich damals auf dem gefrornen Boden im Schnee lag und meinte die Stunde meines Todes ſey gekommen, daß eben dieſer Todesjammer für mich der Anfang eines neuen freudevollen Lebens ſey. — Die Fügungen Gottes ſind höchſt wunderbar, weiſe und liebevoll. Die Begebenheiten unſers Erdenlebens grei-

ſen in einander, wie die Ringe einer Kette, in der unter den goldenen freilich auch eiſerne ſind. Nicht immer aber fällt es hier auf Erden ſo wie bei unſeren Lebensereigniſſen in die Augen, daß Alles, was Gott fügt, zu Heil und Segen führe. Der Tod unterbricht, wie es ſcheint, manchmal die Kette, ſie iſt aber deßhalb nicht ganz abgebrochen. Sie reicht fort bis Jenſeits. Eben dieſes, daß ſie bei Vielen ſo traurig zu enden ſcheint, iſt uns ein Beweis eines ewig ſeligen Lebens."

Clemens und Anna, die Mutter und die Tante verlebten nun ſehr glückliche Tage. Allein kein Erdenglück iſt beſtändig, — ſehr unerwartet und ſchnell ſtarb Franziska, und ihre Schweſter und Anna vergoſſen heiße Thränen. Anna's Schmerz war der größte, denn Franziska war, da der Mutter ihr großes Hausweſen zu viel zu thun gab, vorzüglich Anna's erſte Erzieherin geweſen und eine ſo vortreffliche, als man ſich nur denken kann. Sie beſaß, ohne es zu wiſſen, das Geheimniß der beſten Erziehung: ſie ſelbſt war von Herzen fromm und gut.

Anna's Gemahl, der über den Tod ſeiner Wohlthäterin und Krankenwärterin nicht minder betrübt war, ſprach: „Wir Beide, ich und du haben ihr unendlich viel zu danken, du die vortrefflichſte Erziehung und ich die ſorgfältigſte, liebevollſte Krankenpflege. Wir wollen ihr daher einen Grabſtein von ſchwarzem Marmor errichten, und darauf mit goldenen Buchſtaben die Worte eingraben laſſen: „Dem Andenken der Jugenderzieherin und Krankenwärterin," nebſt ihrem Namen

und dem Jahre ihrer Geburt und ihres Todes.“ Auf Anna's Bitte ließ er unter dieſe Inſchrift noch die Worte Jeſu ſetzen: „Wahrlich, wahrlich ſage ich euch: Wenn das Waizenkörnlein nicht in die Erde fällt und ſtirbt, ſo bleibt es allein; wenn es aber ſtirbt, ſo bringt es viele Frucht.“

Anna pflanzte auf den Grabhügel ein Kreuz von Immergrün, und umkränzte ihn mit ähnlichen Pflänzchen. Unten am Kreuze legte ſie einige Waizenkörner in die Erde. Als ſie zur Erntezeit wieder hieher kam, waren eben ſo viele Halme aufgeſchoſſen mit ſchönen vollen Aehren. Zu einem Andenken von dem Grabe der Verewigten für deren Freunde und Freundinnen pflückte ſie die Aehren ab. Auf die Angabe Anna's ſtach auch ein Künſtler in einen grünen Edelſtein, den ſie zu einem goldenen Siegelringe für Clemens beſtimmte, ſehr zart und fein eine Aehre mit der Umſchrift „Auferſtehen, Wiederſehen!“

III.

Gottlieb Reinhold.

I.

Gottlieb Reinhold, ein ſehr edler, trefflicher junger Mann, ſaß eines Abends ſpät, und tief betrübt in ſeinem dunkeln Zimmer. Vor zwei Tagen hatte er die Leiche ſeines Vaters, eines überaus rechtſchaffenen, redlichen Kaufmannes, zu Grabe begleitet. Der gute Vater war von falſchen Handelsfreunden um große Summen Geldes betrogen worden. Um dieſe Verluſte zu decken, hatte der Vater Schulden machen müſſen. Der Sohn ſah voraus, Haus und Handlung werde man verkaufen, um die Gläubiger zu befriedigen.

Man rieth ihm, er ſolle einen Theil der Waaren und einige Koſtbarkeiten auf die Seite bringen und verheimlichen. Allein er ſagte: „Nein, ein ſolcher Betrug bleibe fern von mir, er bringt keinen Segen.“

Reinhold hatte den Tag über die Handlungsbücher des Vaters noch einmal durchgegangen, das Waarenlager durchmuſtert, und was ſich ſonſt von Werth im Hauſe vorfand, überſchlagen, und herausgebracht, daß doch alle Schulden bezahlt werden können. „Nun, Gottlob!“ ſagte er, „kein Menſch wird an meinem ſeligen Vater einen Heller verlieren.“

Nachdem er ſo die Angelegenheiten ſeines ſeligen Vaters in Ordnung ſah, dachte er erſt an ſich. „Was ſoll ich nun anfangen?“ ſagte er. „Meine Mutter iſt

längſt todt, ich ſtehe jetzt allein; ich habe auch keine Anverwandten. Es bleibt mir nichts übrig, als Handlungsdiener zu werden. Aber wo werde ich ſogleich eine erledigte mir angemeſſene Stelle finden? Einen Andern verdrängen will ich auch nicht. Doch auf Dich, lieber Gott, auf den mein ſeliger Vater vertraut hat, auf Dich vertraue auch ich! Du wirſt helfen!"

Da klopfte man an die Thüre. „Wer kommt noch ſo ſpät?" dachte er, und rief „Herein!" Ein angeſehener Kaufherr, ſchon wohl auf Jahren, ein Jugendfreund ſeines Vaters trat herein. „Ich habe da," ſagte er, „eben jetzt einen Brief von meinem Freunde Treu, der in Amerika ſein Glück gemacht hat, erhalten. Ich dachte, als ich den Brief erhielt, ſogleich an Sie. Doch leſen Sie ſelbſt." Reinhold zündete Licht an, und las. Der Brief enthielt die Bitte, ihm einen jungen Mann zu ſenden, der die erforderlichen Eigenſchaften habe, die in dem Briefe genannt waren, und auf den er ſich in Allem ſicher verlaſſen könne.

„Nun was ſagen Sie dazu?" fragte der Kaufherr. „Das iſt Hilfe vom Himmel," erwiederte Reinhold, „Gott hat mein vertrauendes Gebeth erhört. Ich bin bereit, ſobald die Verlaſſenſchaft meines Vaters vollends im Reinen iſt, mich zu Schiffe und nach Amerika zu begeben."

„Nun wohl!" ſprach der edle, alte Kaufmann. „Ich freue mich, ſo wohl meinem Freunde in Amerika, als Ihnen einen Dienſt leiſten zu können. Sie führen den Vor- und Zunamen Ihres ſeligen Vaters — Gottlieb Reinhold. Sie machen dieſem Namen Ehre.

Sie lieben Gott, ſind rein an Sitten, und hold — liebreich und dienſtfertig gegen alle Menſchen. Mein Freund wird ſich eines ſolchen Dieners freuen, und auch Sie werden ſich glücklich ſchätzen, an ihm den beſten Herrn zu finden. Wie Sie ſehen, iſt hier ein Wechſel auf mehr Geld beigelegt, als zur Reiſe erforderlich ſeyn wird, und das ich jede Stunde erheben kann. Meine Antwort auf dieſen Brief können Sie ſodann ſelbſt überbringen."

Nach wenigen Tagen nahm Reinhold Abſchied von dem Kaufherrn, dankte ihm nochmal und begab ſich auf ein Schiff, das zum Abſegeln bereit lag. Eine Seereiſe war damals, als es noch kein Dampfſchiff gab, viel langwieriger, als jetzt. Die Windſtille, bei der ein Schiff auf dem weiten, unüberſehbaren Meere nicht mehr weiterfahren konnte, und liegen bleiben mußte, war den Reiſenden oft beſchwerlicher als ſelbſt der Sturm. Reinhold kam jedoch, wiewohl nicht ſo ſchnell, als er wünſchte, glücklich nach Amerika.

Das Wohnhaus des Herrn Treu, das einem Palaſte glich, ſtand in Mitte eines ſchönen groſſen Thales, auf einer Anhöhe, von der aus man das ganze Thal überſehen konnte; daſſelbe war von Wald und Felſen umgrenzt und mit weitverbreiteten Pflanzungen von Zuckerrohr und Kaffeebäumen bedeckt. Unten am Fuß der Anhöhe waren mehrere groſſe Gebäude, zu Bereitung des Zuckers und Ausſchüttung der Kaffeebohnen. Weiterhin an den Felſen und Waldungen erblickte man die Häuſer und Hütten der weißen und ſchwarzen Arbeiter.

Reinhold überreichte den Brief des Kaufherrn dem Herrn Treu. Nachdem dieser ihn gelesen, begrüßte er Reinhold mit offenen Armen, hieß ihn neben sich auf das Kanapee sitzen, unterredete sich mit ihm lange überaus freundlich und gütig, und führte ihn dann in die Schreibstube. Hier übergab er ihm die eben eingelaufenen italienischen und französischen Briefe mit dem Auftrage, künftig diesen Briefwechsel zu führen; durchging dann mit ihm die Handlungsbücher, und überzeugte sich vollkommen, sein neuer Gehülfe habe alle, einem Kaufmanne nöthige Kenntnisse.

Hierauf ging Herr Treu mit ihm zu Tische. Es war für drei Personen gedeckt. Franziska, Treu's einzige Tochter, eine überaus anmuthige, bescheidene, sittsame Jungfrau, kam in das Zimmer und begrüßte Reinhold sehr freundlich. Sie sprach während der Mahlzeit nur wenig; aber Alles, was sie sagte, war verständig und überlegt.

Nach Tische machte Herr Treu mit Reinhold einen Spaziergang. Sie durchwanderten die wohlangebauten Zuckerrohrfelder und die Wäldchen von schön geordneten und gutgehaltenen Kaffeebäumen, auch die großen Aecker, worauf Tabak oder Baumwolle angepflanzt war. Alle Arbeiter grüßten ihren Herrn und Meister auf das freundlichste. Die weißen redeten ihn an, und die schwarzen lachten ihm freundlich entgegen. Aus allen Häusern und Hütten, an denen er vorüberging, kamen die Bewohner, Aeltern und Kinder, weiße und schwarze hervor, ihn zu begrüßen.

Herr Treu war ihnen allen ein milder, gütiger

Herr. Die ſchwarzen Sklaven hatte er von ſeinem Vorfahrer übernommen, nie einen auf dem Sklavenmarkte gekauft. Er verabſcheute dieſen unmenſchlichen Menſchenhandel. Seine ſchwarzen Sklaven hatten es bei ihm beſſer, als manche Knechte und Mägde und Lehrjungen in Europa. Er ließ ihnen nichts abgehen; er ſorgte dafür, daß ſie immer gute, hinreichende Nahrung hatten, und Alles, was ihnen ſonſt nöthig war. Solchen Sklaven und Sklavinnen, die ſich ehelichen wollten, geſtattete er es, und räumte ihnen für ihre kleine Haushaltung eine paſſende Wohnung ein, oder ließ ihnen eine neue bauen. Für alle ſeine ſchwarzen Sklaven veranſtaltete er, wann die Zuckerrohre oder Kaffeebohnen eingeheimst waren, ein beſonderes Feſt, bei dem ſie ſich nach ihrer Art ergötzen konnten. Sie waren da, bei beſſeren Speiſen und gutem Tiſchwein — den Branntwein hatte er aus ſeinem Thale verbannt — ungemein luſtig; ſie ließen ihre rauhe, vaterländiſche Muſik erſchallen, und ſingend, jubelnd und jauchzend ihren gütigen Herrn hoch leben.

Herr Treu ging mit Reinhold auf einem andern Wege zurück. Sie kamen an einer Kapelle, die größer war, als manche Landkirche, vorüber; dabei ſtand ein nicht großes, aber ſehr wohlgebautes Haus. Herr Treu ſagte: „Wir haben zur nächſten Pfarrkirche mehrere Meilen weit zu gehen oder zu fahren. Es war aber mein größter Wunſch, für mich und alle die Meinigen, einen eigenen Gottesdienſt zu haben. Deßhalb ließ ich dieſe Kapelle bauen. Das Wohnhaus daneben, iſt für einen Geiſtlichen beſtimmt, der hier

wohnen ſollte. Allein bisher war ich nicht ſo glücklich, einen finden zu können. Jedoch kommt von Zeit zu Zeit ein ſehr würdiger Miſſionär hieher und bleibt einige Tage hier. Da ihm aber die Seelſorge vieler chriſtlichen Gemeinden anvertraut iſt, ſo kann er ſich immer nur kurze Zeit aufhalten. Dennoch hat er es ſchon ſo weit gebracht, daß nunmehr alle meine ſchwarzen Sklaven Chriſten ſind. Ich kann Gott dafür nicht genug loben und preiſen."

Der Meßner hatte ſeinen guten Herrn erblickt, und ſogleich die Thüre der Kapelle geöffnet. Herr Treu und Reinhold traten ein. Die Kapelle war ſehr ſchön und ſehr einfach. Ueber dem einzigen Altare, der ſich darin befand, ſah man ein großes Altarblatt, die Einſetzung des heiligen Altarsſakramentes, bei dem letzten Abendmahle, darſtellend. An den zwei Wänden der Kapelle hingen andere kleinere Gemälde — auf einer Seite das Kind Jeſus in der Krippe, der Knabe Jeſus im Tempel, Jeſus von Johannes getauft, Jeſus auf dem Berge lehrend, Jeſus den Lazarus erweckend, — auf der andern Seite erblickte man Jeſus am Oelberge, Jeſus die ſchwere Laſt des Kreuzes tragend, Jeſus am Kreuze ſterbend, Jeſus aus dem Grabe auferſtehend, und wie Er, der Auferſtandene, ſeinen Jüngern erſcheint. „Solche Bilder," ſagte Herr Treu, „ſind die Buchſtaben für Unwiſſende, die nicht leſen können." Treu kniete, ſowie Reinhold, in der Kapelle nieder, und ſie betheten eine Weile. Herr Treu gab dann dem Meßner eine kleine Belohnung und beide gingen vollends nach Hauſe zurück.

Reinhold freute ſich innig, in ſeinem Herrn einen Mann, nicht nur von großem Verſtande, ſondern auch von dem wohlwollenſten Herzen, voll Liebe gegen Gott und die Menſchen, einen Mann, der Religion hatte, einen wahren Chriſten gefunden zu haben.

Reinhold war in dem ihm übertragenen Geſchäfte unermüdet. Da ſprach Herr Treu eines Morgens zu ihm: „Sie haben dieſe Woche hindurch mit der Aufſicht über die Arbeiter bei Einheimſen des Zuckerrohrs viel zu thun, und geſtern einen ſehr ſtrengen Poſttag gehabt, Sie ſtrengen ſich zu ſehr an; Sie bedürfen einer Erholung. Heute wollen wir deßhalb die Schreibſtube geſchloſſen laſſen. Machen Sie heute einen Spaziergang. Sie haben das Land weiterhin noch wenig geſehen. In den Bergen und Wäldern, die unſer Thal umgeben, werden Sie manche ſchöne Gegend finden, die Ihnen gefallen wird.“

Reinhold fand dieſen Vorſchlag ſo weiſe als wohlwollend. Er machte nun eine kleine Wanderung in das Gebirge, und kam in Gegenden, in denen die Natur in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit erſchien. Hier erhoben ſich wunderſam geſtaltete Felſen; aus allen Spalten wuchſen grüne Geſträuche, wohl auch eine Menge purpurrother Kaktus hervor. Von anderen hohen Felſen ſtürzte, weiß wie Schnee, ein Waſſerfall herab. Dort ſah er ſehr ſchöne maleriſche Baumgruppen von dem mannigfaltigſten Grün, hohem Wuchſe und kühn geſchwungenen Aeſten. Weiterhin öffnete der dunkle Wald die Ausſicht auf einen hellen ruhigen See; darin ſpiegelte ſich, von leichtem Gewölk umge-

ben und von dünnem Nebel bedeckt die Sonne. Reinhold war entzückt. Er hatte in seiner Jugend das Zeichnen gelernt und besonders gerne Landschaften gezeichnet. Dieses sein Talent ward nun hier wieder geweckt. An geschäftsfreien Tagen wanderte er öfter hin in jene Gegenden, eine Thecke mit Zeichnungspapier unter dem Arm, um die schönsten Ansichten aufzunehmen. Zu Hause malte er diese Zeichnungen mit lebhaften und eben so lieblichen, aber ganz der Natur getreuen Farben aus. Herr Treu und seine Tochter fanden großes Wohlgefallen daran. Die Bilder wurden in Glas und Rahmen gefaßt, und das Besuchzimmer damit ausgeziert.

Reinhold hatte in früheren Jahren auch Versuche im Porträtmalen gemacht, zwar nur mit Pastellfarben, war aber im Treffen immer sehr glücklich gewesen. Er malte nun das Porträt des Herrn Treu, ohne daß dieser ihm dazu sitzen mußte, und auch nicht das Geringste davon wußte. Reinhold hatte sich die ehrwürdigen Züge seines Angesichts tief eingeprägt. Er übergab das fertige Bild der Tochter. Diese jubelte vor Freude, und lief sogleich damit zu ihrem Vater. Auch dieser freute sich sehr darüber und betrachtete es mit wohlgefälligem Lächeln. Es wurde die schönste Zierde des Zimmers. Jedermann, der es sah, erkannte es auf den ersten Blick. Eines Tags, da Herr Treu eben im Zimmer war, kamen die zwei schwarzen Kinderchen eines Negersklaven, denen die Tochter Unterricht gab und sie jedesmal mit Kuchen oder Aepfel beschenkte. Herr Treu fragte die Kinder, auf das Bild zeigend

„Wer iſt das?" Beide Kinder riefen ſogleich: „Das biſt Du, unſer lieber guter Herr!"

Herr Treu blieb nach dem Abendeſſen mit ſeiner Tochter und Reinhold gewöhnlich noch einige Zeit unter vertraulichen Geſprächen am Tiſche ſitzen. Reinhold erzählte von Deutſchland, von ſeinen ſeligen Aeltern. Die Bemerkungen, die er mit einſtreute, ſtimmten ganz mit Franziska's Geſinnung überein. Sie empfand eine herzliche Zuneigung zu ihm, ſo wie er zu ihr. Herr Treu bemerkte dieſes mit Freuden, und gab ſie ihm zur Frau. Der Geiſtliche, der zu Zeiten hieher kam, ſegnete die Ehe ein.

Dieſe Ehe war die glücklichſte, die man ſich denken kann. Und dieſe Glückſeligkeit wurde noch durch die Geburt eines Töchterchens erhöht. Das Kind wurde von dem würdigen Geiſtlichen, den man durch einen eigenen Boten dazu berief, in der ſchönen Kapelle getauft und erhielt den Namen Mathilde, weil Reinhold's Mutter ſo geheißen hatte. Herr Treu gab an dieſem Tage allen ſeinen Arbeitern, weißen und ſchwarzen, Feiertag. Alle mußten bei der Taufe zugegen ſeyn. Nach der heiligen Handlung gab er für alle eine feſtliche Mahlzeit und auch alle ſchon etwas erwachſenen Kinder wurden dazu eingeladen. Er ließ auf einem freien grünen Platze ſeiner Gärten eine lange Tafel von Brettern aufſchlagen, ſaß da unter ihnen wie ein Vater unter ſeinen Kindern und fühlte ſich höchſt glückſelig.

Reinhold aber ſagte mehrmal: „Glücklicher als ich, iſt wohl kein Menſch. Arm und verlaſſen kam ich

hieher, und wie reichlich hat mich nun Gott geſegnet! In meinem Leben kann ich Ihm nicht genug danken. Mein ganzes Leben ſoll auch ein beſtändiges Dankgebeth ſeyn!

II.

Eines Tags erhielt Herr Treu Briefe aus Europa, ſehr ungünſtigen Inhalts. „Ich komme da," ſprach er, „mit einem großen Handelshauſe, mit dem ich die meiſten Geſchäfte mache, in einen ſehr verworrenen Handel. Es wird wohl nöthig ſeyn, daß einer von uns beiden, Sie oder ich," ſagte er zu Reinhold, „nach Europa reiſe, um die Sache auseinander zu ſetzen. Dabei könnte auch Erkundigung eingezogen werden, ob einigen andern Handlungshäuſern, die mit mir Verbindungen anknüpfen wollen, zu trauen ſey."

Reinhold antwortete: „Für Sie, lieber Vater, wäre dieſe Seereiſe zu beſchwerlich; ich aber kann ſie leicht unternehmen, und ich bin von Herzen dazu bereit, wenn Sie mir dieſes wichtige Geſchäft anvertrauen wollen." Treu war damit zufrieden, aber Reinhold's liebevolle Gattin war höchſt beſtürzt darüber. Beide, ſie und ihr Vater begleiteten Reinhold bei ſeiner Abreiſe bis an das Schiff auf dem Oronoko-Fluſſe. Es war ein herzzerreißender Anblick, wie Franziska mit ihrem Kinde auf dem Arme, von ihrem Gatten Abſchied nahm. Sie zerfloß beinahe in Thränen. Mathilde, jetzt ein Kind von drei Jahren, weinte auch ſchmerzlich, weil es die Mutter weinen ſah. Die

Mutter ſagte: „Liebſter Mann, ich werde täglich zu Gott flehen, daß Er dir eine glückliche Reiſe ſchenke, und dich wieder wohlbehalten in meine Arme zurück führe!“

Das Schiff fuhr ab. Mehrere Tage ging die Fahrt ganz gut von Statten. Die See war ruhig, der Wind günſtig. Aber plötzlich erhob ſich ein furchtbarer Sturm; der ganze Himmel verfinſterte ſich. Die empörten Meereswellen erregten ein donnerndes Getöſe. Die Nacht brach ein; das Schiff wurde weit fortgeriſſen. Es ward ſo finſter, daß man gar nichts mehr ſah. Jetzt ſtrandete das Schiff mit großem Krachen, und blieb an dem Lande wie feſtgemauert ſtehen. Der Steuermann erkannte nicht, welches Land es ſey. Der Kapitän ließ von Viertelſtunde zu Viertelſtunde als Nothzeichen, eine Kanone abfeuern. Alle auf dem Schiffe hofften, die Einwohner würden ihnen zu Hilfe kommen und das Schiff wieder flott machen helfen. Allein dieſes Land war Afrika. Als es Tag wurde, kamen die barbariſchen Einwohner in überlegenen Schaaren herbei, bemächtigten ſich des Schiffes, nahmen alle, die ſich darauf befanden, gefangen, und führten ſie auf den Sklavenmarkt nach Tunis.

Der Hausmeiſter eines Türken kaufte Reinhold. Dieſer Türke war unermeßlich reich an Geld und Gütern, aber ganz arm an guter Geſinnung, und alles menſchlichen Gefühles beraubt. Der dicke, wohlbeleibte Mann ſaß, als Reinhold ihm vorgeführt wurde, mit gekreuzten Füßen auf einem niedrigen Polſter, die lange Tabackspfeife im Munde. Die ganze Einrichtung des

Hauses war so schlecht, wie bei dem ärmsten Mann. Sein ganzer Anzug war so abgenutzt und armselig, daß dieser reiche Mann, wie ein Bettler, aussah. An Speis und Trank ließ er sich selbst zwar nichts abgehen, aber viele Baumfrüchte ließ er lieber verfaulen, als daß er sie seinen armen Sklaven gegeben hätte.

Er billigte den Kauf; Reinhold aber hätte wohl in ganz Afrika in keine schwerere Sklaverei kommen können. Er mußte sich den härtesten Arbeiten, die ihm zweifach schwer fielen, weil er ihnen nicht gewachsen war, unterziehen. Er mußte bei schlechter, sparsamer Kost, im Walde Holz fällen, spalten und die Scheiter auf seinen Schultern herein tragen, in dem Garten graben, und weil es dem Geizhalse zu theuer gewesen wäre, Pferde zu halten, auf den Aeckern den Pflug ziehen. Allein Reinhold sprach: „Du, lieber Gott, willst es nun einmal so. Mit Deiner Hilfe, hoffe ich, diese Leiden zu übertragen. Du wirst mir dazu Kraft geben und dereinst mich davon befreien."

Eines Tages hatten Reinhold und noch ein anderer Sklave im Walde einen Baum gefällt. Sie setzten sich auf den umgehauenen Stamm, ihr tägliches Mittagsmahl zu verzehren. Zwischen ihnen stand ein Krug mit Wasser, in das sie ihr trockenes Gerstenbrod eintauchten. Da sahen sie einen prächtig gekleideten Türken durch den Wald herkommen. Zwei schwarze Sklaven begleiteten ihn. Einer trug ein Jagdgewehr und die Jagdtasche, der andere einen Korb mit Lebensmitteln.

„Das ist Aly!" sagte Reinhold's Mitarbeiter. Rein-

hold hatte wohl von ihm gehört, aber ihn nie geſehen. Aly war früherhin ein ausgezeichneter Offizier; war lange Zeit an den italieniſchen Höfen Geſandter geweſen, und der Sultan hatte ihn zur Belohnung ſeiner Dienſte, mit dem Titel eines Baſſa, nach Tunis verſetzt. Aly hatte hier die Einnahme der Abgaben, die der Sultan von dieſem Lande bezog, zu verwalten, und zugleich den Dey, den Fürſten des Landes, zu überwachen, und über deſſen Regierung dem Sultan zu berichten. Da Aly mit dem Dey nicht gut Freund war, ſo wohnte er einige Meilen von Tunis auf einem prächtigen Landgute und kam nur ſelten in die Stadt.

Reinhold ſtand auf, verneigte ſich vor ihm, und redete in italieniſcher Sprache ihn an. Aly wunderte ſich, einen Mann im Sklavenkittel dieſe Sprache ſo rein und geläufig ſprechen zu hören. Er hieß ihn niederſitzen, ſetzte ſich zu ihm, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Der Sklave Reinhold gefiel ihm, und Aly verlangte, ſeine Geſchichte zu vernehmen. Reinhold erzählte ſie und Aly fand ſie ſehr merkwürdig. Er warf einen Blick auf Reinhold's Mittagsmahl, das rauhe Gerſtenbrod, und befahl einem ſeiner Schwarzen einen gebratenen Faſan, feines weißes Brod, Pomeranzen, Ananas und eine Melone herbei zu bringen. „An Haſſan habt Ihr einen kargen Herrn," ſprach Aly; „eßt einmal mit mir; auch Eurem Mitſklaven werde ich davon mittheilen." Während dieſer Mahlzeit unterhielt ſich Aly mit Reinhold, ſtellte allerlei Fragen an ihn, und ſah aus den Antworten, daß Reinhold ein Mann von vielen Kenntniſſen und vieler

Erfahrung ſey. „Nun wohl," ſagte Aly, indem er aufſtand, da Ihr auch das Franzöſiſche, wie ich aus Eurer Erzählung vernehme, eben ſo gut, wie das Italieniſche ſprecht und ſchreibt, ſo will ich Euch, anſtatt der Holzart, wieder die Feder in die Hand geben. Wollt Ihr mein Sekretär werden?" Reinhold ſagte, daß er ſich glücklich ſchätze, eine ſo ehrenvolle Stelle bei einem ſo hochgeſtellten Mann zu erhalten. „Gut!" ſagte Aly, „ich werde Euch von Haſſan loskaufen." Er befahl einem der Schwarzen den Haſſan zu rufen.

Obwohl Haſſan nicht weit von hier wohnte, ſo kam der dicke ſchwerfällige Mann dennoch auf einem Kameele reitend. Der Sklave, der das Thier führte, hieß es niederknieen, und half dem unbehilflichen Reiter vollends herab. Aly fragte ihn: „Wie viel verlangſt du für dieſen deinen Sklaven?" Haſſan verlangte eine nicht zu große Summe Geldes. Er befürchtete, wenn er zu viel fordere, möchte ihn der Baſſa beſtrafen, und ihm den Sklaven ohne alle Bezahlung wegnehmen. Der Handel war daher ſogleich richtig. Aly verhieß dem Geizhals ſoviel er verlangt hatte, und ſprach zu Reinhold, indem er einen ſpöttiſchen Blick auf Haſſan warf: „Sagt Eurem gütigen Herrn auf immer Lebewohl, und kommt ſogleich mit mir. Heute," fügte er noch bei, „hatte ich eine glückliche Jagd." Reinhold aber dankte Gott, daß Er ihn aus ſeiner bisherigen harten Sklaverei erlöst hatte.

Reinhold erſtaunte nicht wenig, als er in des Baſſen Palaſt trat. Alle Säle und Zimmer waren mit orientaliſcher Pracht ausgeziert. Alle Wände prang-

ten mit koſtbaren Tapeten und goldenen Verzierungen, und der Fußboden war mit farbenreichen Teppichen belegt. Reinhold's jetziger Herr war ganz das Gegentheil von dem vorigen. Haſſan war der lautere Geiz. Er gab ſeinen Sklaven kaum ſo viel, daß ſie nicht Hungers ſtarben. Wenn der reiche Mann einem armen Handwerker, einem Schuhmacher oder Schneider ein Silberſtück abdrücken konnte, ſo freute er ſich. Er ſparte an allen ſeinen Untergebenen, nur an ſich ſelbſt nicht. Aly's Leute aber hatten an allem Ueberfluß; er war nie vergnügter, als wenn er lauter fröhliche Geſichter um ſich ſah. Den Handwerksleuten gab er über den verlangten Lohn, wenn die Arbeit ihm gefiel, allemal noch ein Geſchenk. Deswegen wurde Aly von Jedermann geliebt und geehrt, Haſſan aber von Jedermann gehaßt und verachtet.

Aly hatte während ſeines Aufenthaltes in Italien mit lauter kenntnißreichen und gebildeten Männern Umgang gehabt; er freute ſich hier in dem Lande Tunis, von unwiſſenden, rohen Menſchen und nur von Sklaven und Sklavinnen, die er mitgebracht hatte, umgeben, einen Mann gefunden zu haben, der ihn verſtand, und mit dem er über Alles, was ihm wichtig und wiſſenswerth war, reden konnte. Reinhold wußte von Europa und Amerika und über die Sitten und Verfaſſungen dieſer Welttheile vieles zu erzählen. Aly behandelte ihn nicht wie ſeinen Sklaven, ſondern als ſeinen Freund. Reinhold durfte mit ihm ſpeiſen, freilich mußte er dabei ſich gefallen laſſen, auf einem niedrigen Polſter des Zimmerbodens zu ſitzen, und das

gebratene Geflügel ohne Messer und Gabel mit den Fingern zu zerreißen; auch kein Wein, nur Wasser wurde aufgestellt. Es fehlte aber nicht an trefflichem Kaffee, jedoch ohne Milch und Zucker, auch nicht an ausgezeichnetem Rauchtabak.

Der Bassa hatte viel Arbeit; die eingesandten Rechnungen zu durchgehen und ausführliche Berichte nach Constantinopel zu erstatten. Reinhold bedauerte sehr, daß er ihm dabei nicht helfen konnte, weil Alles in türkischer Sprache abgefaßt wurde. In italienischer oder französischer wäre es ihm ein Leichtes gewesen. Er hatte viele freie Zeit und nahm daher seine Geschicklichkeit im Zeichnen wieder vor. Allein, da die Türken keine Freunde von Bildern, besonders von Porträten sind, so beachtete der Bassa Reinholds Zeichnungen wenig. Nur ein Bild fand seinen vollen Beifall. Der Bassa hatte nämlich auf der Jagd einen grimmigen Tiger bekämpft und glücklich erlegt. Reinhold war dabei zugegen gewesen. Er zeichnete den Kampf und malte ihn aus. Das Porträt des Bassa war zum Sprechen getroffen. Das Bild wurde in dem Besuchzimmer des Bassa in reicher goldener Rahme, aufgehängt.

Am schmerzlichsten fiel es Reinhold, daß er in dem großen Palaste keine Bücher vorfand, außer dem Koran, dem Gesetzbuche der Türken, in türkischer Sprache. Es war ihm daher ein höchst erfreuliches Ereigniß, daß sich auf dem letztangekommenen Raubschiffe viele französische Bücher vorgefunden hatten. Die Seeräuber, die damit nichts zu machen wußten, boten sie

Reinhold zum Kaufe an, und freuten ſich, den unnützen Plunder für gute Bezahlung, wie ſie meinten, an den Mann zu bringen.

Reinhold ging auch öfter auf die Jagd; um Wildpret war es ihm aber gar nicht zu thun. Er hatte immer ein Buch in ſeiner Jagdtaſche. Er ſuchte ſchöne maleriſche Gegenden auf, die er mit Vergnügen betrachtete. Am liebſten war es ihm aber, hier in der tiefſten Einſamkeit des Waldes ſeiner geliebten Gattin, ſeines Kindes, ſeiner kleinen liebenswürdigen Mathilde und des Herrn Treu, des ehrwürdigen, edlen Vaters zu gedenken. Oft ſank er auf einem freien Platze, von dichten Bäumen umgeben, auf die Kniee und bethete mit erhobenen Händen zu Gott für ſeine Lieben und bat den guten Gott um die Freude, ſie wieder zu ſehen. Wenn er die Sonne untergehen ſah, dachte er: „Jetzt geht ſie bei meinen Geliebten auf, möchte ich ſie doch mit der aufgehenden Sonne begrüßen können. Du lieber Gott läſſeſt die Sonne auf und untergehen, Du machſt Tag und Nacht, Du wirſt auch meine untergegangene Glückſonne wieder aufgehen laſſen! Du wirſt die dunkle Nacht meiner Leiden wieder in lichten Tag verwandeln!“

III.

Eines Tages ging Reinhold wieder auf die Jagd. Da erblickte er einen Jüngling, faſt noch Knabe, der Haſſans Ziegen hütete. Er ſaß auf einem Felſenſtücke. Seine glänzenden Augen waren ſchwarz, ſeine reich-

lichen Locken dunkel. Er war barfuß und ohne Hut, hatte aber ein lichtblaues sehr zierliches, wiewohl etwas abgenütztes Kleid an. Reinhold vermuthete, der zarte Jüngling sey aus Frankreich, und wahrscheinlich den Seeräubern in die Hände gefallen. Er redete ihn in französischer Sprache an. Der Jüngling, der die barbarische Sprache dieses Landes nicht verstand und hier mit Niemand reden konnte, sprang vor Freuden hoch auf, seine Muttersprache zu hören. Sie klang ihm wie himmlische Musik. Ohne sich erst fragen zu lassen, erzählte er seine Geschichte.

„Ich bin," sagte er, „der Erbgraf Ludwig von Berton aus Frankreich; meine Aeltern sind sehr reich. Mein Onkel, ein Bruder meiner Mutter, der in Rom Cardinal ist, lud mich ein, ihn zu besuchen. Meine geliebten Aeltern schickten mich mit meinem Lehrer, einem sehr gelehrten, menschenfreundlichen Abbé, dahin. Auch einen Bedienten nahmen wir mit. Die lieben Aeltern begleiteten uns bis an das Schiff. Wir vergoßen beim Abschiede viele Thränen. Die Seefahrt wäre glücklich gewesen, und machte mir viele Freude; da kam aber plötzlich ein Raubschiff. Unser Kauffahrteischiff hatte nur zwei Kanonen; die Seeräuber hatten sehr viele. Die französische Tapferkeit vermochte daher nichts gegen sie auszurichten. Wir mußten uns gefangen geben, und nach Tunis abführen lassen. Hier wurden alle Gefangenen in einem düstern Gefängnisse bis zum nächsten Sklavenmarkt eingesperrt. Mein lieber Lehrer sprach in dieser Zeit noch sehr Vieles mit mir. Unter Anderm sagte er auch: „„Wir werden

nun wohl von einander getrennt werden, mein bester Ludwig, höre also, was ich dir noch zu sagen habe, und nehme meine Worte wohl zu Herzen.

Sieh dieses große Leiden hat Gott über uns kommen lassen; von Ihm wollen wir es annehmen. Wir wollen uns in seinen heiligen Willen ergeben. Gegen seinen Willen kann uns nichts geschehen. Er wacht überall über uns; und Er leitet uns Alles zum Besten.

Schwere Sklaven-Arbeiten wird man dir nicht aufbürden, weil du zu schwach dazu bist. Wer dich kauft, wird es nur thun, um ein Lösegeld zu gewinnen.

Man wird freilich sehr geringe, ja wohl niedrige Dienste von dir fordern. Leiste sie willig! Gott hat dabei gewiß seine weisesten, liebevollsten Absichten. Du bist geboren, als der künftige Herr ansehnlicher Landgüter dereinst über viele Menschen zu gebieten. Gott will, du sollst vorerst gehorchen lernen. So wirst du deinen Untergebenen ein milder Herr werden.

Auch die traurigste, unerfreulichste Lage, in die ein Mensch versetzt werden kann, hat doch noch immer etwas Tröstliches und Angenehmes.

Du wirst hier zu Lande viele prächtige Blumen und Baumfrüchte, die in unserem Lande nicht wachsen und die du nie gesehen hast, erblicken. Bewundere daran die Allmacht Gottes. Die Sterne glänzen hier ohne Vergleich klarer und herrlicher, als in unserem Vaterlande. Blicke zu Nacht öfter zu dem gestirnten Himmel auf, und bethe, wie einst der Hirtenknabe David, den Allmächtigen an, der Sonne, Mond und Sterne geschaffen hat!

Du wirst in diesem barbarischen Lande, fern von Aeltern, Verwandten und Jugendfreunden, vielleicht keinen Menschen finden, dessen Sprache du verstehst, oder der dich versteht. Allein denke, daß Gott immer bei dir ist; mit Ihm kannst du jeden Augenblick reden, und Er hört dich. Rede in deinem Herzen stets mit Ihm und trage Ihm alle deine Anliegen vor. Uebrigens werde ich, sobald es möglich ist, an deine verehrten Aeltern schreiben, damit sie uns loskaufen. Schreibe auch du, wenn du Gelegenheit dazu findest, damit sie wissen, wo wir uns befinden.""

„Der nächste Sklavenmarkt fand statt. Ich, mein theurer Lehrer und unser Bedienter wurden mit mehreren andern Gefangenen zur Schau ausgestellt, und Jeder von uns drei wurde von einem andern Käufer angekauft. Hassans Hausmeister ersteigerte mich. Ich nahm von meinem geliebten Lehrer unter vielen Thränen Abschied und wurde nun hieher gebracht, die Ziegen zu hüten. Aber Du lieber Gott!" rief er jetzt, „wie kann ich hier schreiben? Ich habe ja weder Dinte, Feder noch Papier."

„Ich werde morgen wieder kommen und sie dir bringen," sagte Reinhold, „und dann auch deinen Brief besorgen." Er gab nun dem bedauernswerthen Jüngling, der nur gewöhnliche Sklavenkost erhielt, aus seiner Jagdtasche ein Stück kalten Braten, feines Brod und kostbare Baumfrüchte, und entfernte sich.

Sogleich am folgenden Tage fand sich der edle Reinhold wieder bei dem Knaben ein und brachte ihm was zum Schreiben nöthig war. Er zog aus seiner

Jagdtasche eine länglichte Schachtel voll Lebensmitteln hervor und sagte: „Wir wollen hier herum eine Felsenspalte suchen, in die ich immer eine solche Schachtel, wenn wir uns nicht treffen sollten, verbergen will.“ Ueberdieß brachte er ihm einen breiten Strohhut, der ihn vor den brennenden Sonnenstrahlen schützte, mit, und gab ihm, da es hier keine Schuhe, wie in Frankreich gibt, gelbe Halbstiefelchen, damit er seine Füße nicht mehr an scharfen Steinen verletzte. Auch schenkte er ihm ein Paar französische Büchlein, worüber der junge Franzose noch eine größere Freude hatte, als über alles Uebrige. So oft Reinhold wiederkam, las Ludwig, so viel es die muthwilligen Ziegen ihm gestatteten, in einem dieser Büchlein.

Als Ludwig einst ganz vertieft in seinem Büchlein, bei seinen Ziegen las, stand mit einem Mal sein geliebter Lehrer vor ihm. Ludwig ließ vor Freude das Büchlein fallen, sprang auf, und eilte in seine Arme. Der Lehrer, Herr Merlin, sprach: „Ich bin, Gott sey Dank! aus der Sklaverei befreit. Deine verehrten Aeltern haben einen ihrer ersten Beamten abgesandt, uns loszukaufen. Nun komm, auch du sollst frei werden. Ludwig erblickte den Beamten Herrn Lebrün, den er wohl kannte, und begrüßte ihn auf das Freundlichste. Der brave Beamte war innigst gerührt, seinen künftigen Herrn und Gebieter, als Ziegenhirten zu sehen, und hatte Thränen in den Augen.

Sie gingen nun zu Hassan. Die Sache war bald in Richtigkeit. Der Beamte zahlte, was Hassan verlangte.

„Aber nun," ſagte Ludwig, „müſſen wir auch Anton, unſern guten, treuen Bedienten befreien." Der würdige Lehrer ſprach: „Das iſt nicht möglich. Der arme, unglückliche Menſch kann nicht ſchreiben, und wird auch Niemand gefunden haben, der anſtatt ſeiner geſchrieben hätte. Wir wiſſen nicht, wo er hingekommen iſt."

„Jetzt," ſagte Ludwig, „habe ich noch eine Angelegenheit. Es iſt ein Mann hier, der mir unausſprechlich viel Gutes erwieſen hat. Er heißt Reinhold. Er wird von Aly, dem Baſſa, ſehr geſchätzt. Allein er iſt doch nur ſein Sklave. Wenn Sie Geld genug haben, ſo befreien wir auch ihn aus der Sklaverei."

„Am Geld," ſagte der Beamte, „fehlt es nicht, zumal ich für den Bedienten nichts auszugeben habe." Sie gingen nun zum Baſſa. Der Beamte ſchüttete eine Menge Goldſtücke auf den Tiſch als Löſegeld für Reinhold, allein Aly ſprach: „All dieſes Gold achte ich für nichts. Reinhold iſt auch nicht ſo faſt mein Sklave, als mein Freund. Ich kann ihn nicht entbehren. Es wird aber eine Zeit kommen, da ich ihn ohne Löſegeld freigeben werde."

Sie gingen nun zu Reinhold. „Wir haben Ihnen," ſagte Ludwig ſehr betrübt, „die Freudennachricht Ihrer Befreiung bringen wollen. Allein der Baſſa will davon nichts wiſſen, und verſchmähte unſere Goldſtücke."

„Nun," ſprach Reinhold, „in Gottes Namen. Der gute, weiſe Gott wird es am Ende doch auch mit mir recht machen!" Reinhold begleitete ſie bis an das

Schiff. Ludwig bezeugte ihm unter heißen Thränen noch einmal seinen Dank, sagte ihm Lebewohl und das Schiff segelte mit gutem Wind ab.

IV.

Reinhold sah noch lange dem Schiffe nach, auf dem sein junger Freund dahin fuhr. Auch Ludwig blieb auf dem Verdecke stehen und winkte ihm, so lange er ihn noch sehen konnte, mit dem Strohhute zu. Reinhold kehrte nun in den Palast zurück. Seine Sehnsucht, seine Lieben in Amerika, seine geliebte Gattin, sein liebes Kind, seinen verehrten Schwiegervater wiederzusehen, war aber lebhafter als je.

„Der gute Ludwig," sagte er, „ward so schnell, sogleich auf seinen ersten Brief befreit und ich habe schon so viele Briefe geschrieben, und keine Antwort erhalten! Freilich, nach Frankreich ist es nicht so weit, als nach Amerika. Allein ich fürchte doch, es müssen noch besondere Dinge damit vorgegangen seyn! Wie Vieles ist möglich! Doch was hilft es, darüber nachzusinnen. Besser ist es, ich richte meine Blicke zum Himmel, denke an Gott, und nehme meine Zuflucht zu Ihm. Ja, Du lieber Gott, auf Dich vertraue ich. Alles, was Du thust oder geschehen lässest, ist doch das Beste für uns. Du hast dabei immer die weisesten und liebevollsten Absichten. Dein heiliger Wille geschehe!"

Er ging öfter auf einen Berg und blickte hinaus in das Meer, ob er kein Schiff sehe. So oft sich

nun eines der Stadt Tunis näherte, regte ſich in ſeinem Herzen auf's Neue die Hoffnung, Briefe mit angenehmen Nachrichten aus Amerika zu erhalten. Allein ſeine Hoffnung ward jedesmal vereitelt. Als Reinhold wieder einmal das große Schiff ankommen ſah, das er an der Flagge kannte und das gewöhnlich von Zeit zu Zeit faſt aus allen Weltgegenden, aus Europa und Amerika, Packete und Briefe an den Dey und den Baſſa, nebſt vielen Waaren an Kaufleute und angeſehene Burger von Tunis, wohl auch gefangene Chriſten mitbrachte, ſo hoffte Reinhold ſicher, jetzt wurden einmal Nachrichten aus Amerika an ihn kommen. Aber auch dies Mal kam kein Brief.

Eines Tags begab ſich Reinhold in eine entlegene, düſtere Laube des großen Gartens am Palaſte des Baſſa, wo er öfter viele einſame Stunden mit Beten oder Leſen zuzubringen pflegte. Diesmal konnte er ſich der Thränen nicht enthalten. Er flehte mit gefalteten Händen zu Gott: „Ach, erbarme Dich meiner! Erlöſe mich aus meiner Gefangenſchaft! Bereite mir, meiner Gattin, meinem Kinde und meinem Schwiegervater die Freude des Wiederſehens.“ Nachdem er längere Zeit gebethet hatte, las er in einem Andachtsbuch eine tröſtende Betrachtung, und vertiefte ſich ganz darin.

Jetzt hörte er Jemand kommen, er blickte auf und gewahrte einen Mönch in einem weißen Habit von Wolle, auf dem vorne an der Bruſt von rothen und blauen Tuchſtreifen ein Kreuz angenäht war. Der fromme Vater ſprach zu ihm: „Ich komme, Euch,

wenn Ihr es wünschet, aus der Sklaverei loszukaufen."

Reinhold betrachtete den Mann im rauhen, dürftigen Gewande und sagte zu ihm: „Wie wäre dies möglich? Dazu würde eine große Summe Geldes nothwendig seyn."

„Ich weiß es," sprach der arme Mönch. Allein ich bin ein Trinitarier und gehöre dem Orden an, der unter Anflehung der allerheiligsten Dreieinigkeit zu Erlösung christlicher Sklaven errichtet wurde."

Reinhold sagte: „Ich habe, ehe ich hierher gekommen, in Deutschland und in Amerika gelebt, wo dieser Orden nicht besteht. Ich hörte ihn blos nennen, daher wünschte ich zu erfahren, was dieser Orden für eine Beschaffenheit hat."

Der fromme Mann begann zu erzählen: „Es lebte vor Jahrhunderten in Frankreich ein heiliger Einsiedler, Felix von Valois. Ein frommer Priester, Johannes von Matha mit Namen, der von Adel, und Doktor der Theologie war, hörte von ihm und besuchte ihn in seiner Einsiedelei. Beide waren gleich christlichen Sinnes und wurden daher innige Freunde. Johannes hatte schon, ehe er zum Priester geweiht worden, sein ganzes Vermögen dazu verwendet, gefangene Christen aus der Sklaverei unchristlicher Völker zu erlösen. Er hatte bei allen vermöglichen Freunden und Bekannten Beiträge gesammelt und überall wohlwollende Herzen und wohlthätige Hände gefunden. Allein so viel er auch zusammen gebracht hatte, für so viele hundert, ja tausend Unglückliche war es doch nur wenig. Eines

Tages ſaß er mit Felix an einer Quelle, die aus einem Felſen hervorquoll. Er ſprach mit ihm von den armen chriſtlichen Sklaven in Algier und Tunis, die mit Arbeit überladen, bei ſchlechter Nahrung, mit Schlägen mißhandelt, nicht nur leiblich zu Grunde gehen, ſondern auch der Seele nach Schaden leiden und in Gefahr ſtehen, durch Verſprechungen und Drohungen von der chriſtlichen Religion abtrünnig zu werden. „Als ich," ſagte er, „mein erſtes heiliges Meßopfer entrichtete, hat mich der Gedanke ergriffen, nur ein geiſtlicher Orden könnte bei ſo weit umfaſſendem Elende Hilfe leiſten. Allein nur das Oberhaupt der Kirche, der heilige Vater, kann einen ſolchen Orden in das Leben rufen." Felix hielt dieſen Gedanken für eine Eingebung von Gott. Beide reiſten nun mit einander nach Rom, dieſe Eingebung dem heiligen Vater zu eröffnen. Innocenz III., dieſer große Pabſt, fand ihr Vorhaben gut, und ſo entſtand unter Anrufung der heiligſten Dreifaltigkeit der Orden der Trinitarier. In Frankreich wurde zu Paris bei der Kirche St. Mathurin das erſte Kloſter dieſes Ordens erbaut, weshalb die Trinitarier in Frankreich auch Mathuriner genannt werden. In der Folge entſtanden in Frankreich und auch in andern Ländern über zwei hundert ſolche Ordenshäuſer. Ein Theil der Ordensmänner ſammelt Beiträge zu Befreiung der Gefangenen, andere reiſen nach Algier und Tunis, um ſie loszukaufen. Dieſem Orden gehöre auch ich an, und bin bereit, auch Euch aus der Sklaverei zu befreien."

„Ach, lieber Gott!" ſagte Reinhold, „das wird

wohl nicht gehen. Es wurde dem Baſſa ſchon einmal eine große Summe Geldes angeboten, mich frei zu geben. Allein er wies den Antrag zurück!"

Der fromme Vater ſprach: „Ich habe in meinem Herzen die Ahnung, diesmal werde es mit der Hilfe Gottes gelingen. Führe mich nur zu dem Baſſa."

Aly vernahm mit ernſter Miene das Anerbieten, und ſagte nach einigem Bedenken: „Es ſey! — ſo ſchwer es mir auch fällt, nicht meinen Sklaven, ſondern meinen Freund zu entlaſſen."

Reinhold verwunderte ſich über dieſen Ausſpruch nicht wenig. Während aber die Kaufsſumme in Gold aufgezählt wurde, nahm Aly Reinhold auf die Seite, und ſagte zu ihm: „Ich ſehe, es befremdet dich, daß ich meinen Sinn ſo ganz geändert habe. Allein meine Umſtände ſind, wovon ich dir noch nichts geſagt habe, nicht mehr ſo glänzend, wie bisher. Der Sultan, der mich kannte und ſchätzte, iſt todt; der neue Sultan kennt mich nicht, und weiß nur wenig von mir. Ich werde von hier abgerufen werden. Ein neuer Regent bringt eine neue Regierung. Meine Vorfahren ſind in ihrem Amte reich geworden; ich aber, ich werde wenig von hier mitnehmen. Für die prachtvolle Einrichtung dieſes Palaſtes werde ich nur geringen Erſatz erhalten. Ich muß es bekennen, ich war zu verſchwenderiſch. Allein ich habe doch einen Troſt; Haſſan, dein voriger Herr, hat durch ſeinen Geiz Viele unglücklich gemacht und nur ſich wohl ſeyn laſſen; ich aber habe durch meine — vielleicht zu groſſe Freigebigkeit — Viele beglückt und nur mir allein ge-

ſchadet. Dies beruhigt mich! — Dein Befreier wird wohl einige Zeit hier verweilen, um, ſo weit ſein Geldvorrath reicht, noch andere Gefangene loszukaufen. Während dieſer Zeit bleibſt du noch bei mir, wir werden noch einige vertrauliche Stunden mit einander hinbringen."

Der fromme Ordensmann verſprach, wann es Zeit zur Abreiſe ſey, einen eigenen Boten an Reinhold zu ſchicken.

Der Bote kam alsbald und berichtete, die erlösten Gefangenen ſeyen bereits alle verſammelt und das Schiff liege zur Abfahrt bereit. Aly umarmte Reinhold und ſagte mit Thränen in den Augen: „Dein Gott, der Gott der Chriſten, der auch der Gott der Türken und Helden iſt, ſey mit dir! Lebe wohl!"

Reinhold beſtieg das Schiff und ſah mit Rührung, wie voll Freude alle die Losgekauften über ihre Befreiung waren. Da begrüßten ſich diejenigen, die mit einander auf einem Schiffe gefangen und dann von einander getrennt wurden, dort umarmten ſich gute Bekannte, die ganz unerwartet hier wieder zuſammentrafen. Ludwigs Bedienter, der auch unter den Losgekauften war, ſuchte mit Sehnſucht den jungen Grafen und den geiſtlichen Herrn und fragte nach ihnen bei allen Befreiten. Reinhold hatte den Bedienten zwar nie geſehen, er erkannte ihn aber aus ſeinen dringenden Nachfragen und erzählte ihm, wie Ludwig und der Geiſtliche ſchon lange losgekauft worden und in ihre Heimath zurückgekehrt ſeyen. Darüber war nun

der gute Menſch hoch erfreut und erbot ſich, als Bedienter Reinhold bis Marſeille zu begleiten.

Das Schiff kam ſpät Abends glücklich in Marſeille an. Die Nachricht verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt. Mit anbrechendem Morgen wurden die Gefangenen ausgeſchifft. Alle jene Einwohner von Marſeille, die in Tunis und anderen Raubſtaaten, Verwandte oder Freunde hatten, die dort in Ketten ſchmachteten, fanden ſich ein. Die Namen der Befreiten wurden laut abgeleſen, damit die Angehörigen ſie ſogleich finden konnten. Reinhold war der Erſte auf der Liſte. Aber zu ihm kam Niemand, weil er in Marſeille fremd war. Der ehrwürdige Ordensgeiſtliche, der ihn losgekauft hatte, ſagte zu ihm: „Treten Sie hierher, neben mich! Hier können Sie die rührenden Auftritte, die nun vorgehen werden, am beſten ſehen.“

Reinhold erblickte jetzt ein herzergreifendes Schauſpiel. Eine Frau ſtürzte mit weit ausgebreiteten Armen auf ihren Ehegatten zu; ihre Kinder umfaßten ſeine Kniee, und alle zerfloſſen in Freudenthränen. Ein junger Mann trat vor, und ſeine alten, grauen Aeltern begrüßten ihn weinend und ſchluchzend. Solche freudige Begrüßungen gab es aber noch viele, denn die erlöſten Gefangenen waren über hundert.

Unter die Thränen der Freude miſchten ſich jedoch auch heiße Thränen des Mitleids. Viele der Befreiten waren von harten Arbeiten und Mißhandlungen mager und abgezehrt, in elendem Zuſtand, und von der Sonne Afrikas gebräunt, ihren Angehörigen kaum

mehr erkennbar. Auch ein Greis mit schneeweißen Haaren und langem Barte, der kaum mehr gehen konnte, war auf dem Schiffe und wurde auf Krücken geſtützt von einem der frommen Ordensväter herbeigeführt. Seine Söhne und Töchter, Schwiegerſöhne, Schwiegertöchter und Enkel konnten, als ſie ihn erblickten, vor Freude und Leid kaum einige Worte hervorbringen, um ihn zu begrüßen.

Nun wurde die große Glocke der Kathedralkirche geläutet. Die armen Gefangenen, die ſeit Jahren kein Geläute mehr gehört hatten, brachen in Thränen aus. Eine unüberſehbare Menge von Menſchen verſammelte ſich auf das Glockenzeichen. Eine Prozeſſion mit Kreuz und Fahne kam aus der Stadt heraus, die befreiten Gefangenen und ihre Befreier abzuholen. Ein ganzes Regiment Soldaten rückte aus, in dem dichten Gedränge Platz zu machen. Jetzt erklangen die Glocken aller Kirchen der Stadt.

Die frommen Ordensmänner mit ihren losgekauften Gefangenen erſchienen zuerſt nach dem vorgetragenen Kreuze. Die Ordensmänner aus dem Mathurinkloſter von Marſeille ſchloſſen ſich ihnen an. Dieſe wahrhaft demüthigen Männer gingen mit niedergeſchlagenen Blicken einher. Hierauf kam die ſämmtliche Geiſtlichkeit aller Pfarreien und Klöſter der Stadt. Nach dieſen die Domherren und der Biſchof mit Inful und Stab. Der Gouverneur und der Magiſtrat der Stadt in ihrer Staatskleidung und zahlreiche Offiziere der Garniſon in den prächtigſten Uniformen, viele mit

Ordenszeichen geziert, folgten. Die angeſehenſten Bürger von Marſeille beſchloſſen den Zug.

Die Prozeſſion begab ſich in die Kathedralkirche. Der Dompredtger, ein ausgezeichneter Redner, beſtieg die Kanzel. „Dieſes heutige Feſt," ſprach er, „ging von der Kirche aus, und es iſt billig und recht, daß die Kirche es feiere." Er berührte, weil es ſchon allen Gegenwärtigen bekannt war, nur kurz, daß zwei arme Einſiedler, ohne Anſehen und Reichthum, die vor Jahrhunderten gelebt, der Stadt dieſes Feſt bereitet haben. „Wenn Gott," ſagte er, „den Menſchen große Wohlthaten erzeigen will, ſo bedient Er ſich ſelten dazu der Mächtigen und Reichen dieſer Erde. Er entzündet die Herzen frommer, demüthiger Männer, die in den Augen der Welt nichts ſind, mit der Flamme göttlicher Liebe; dieſe iſt die Flamme, von der Chriſtus der Herr geſagt hat: „„Ich bin gekommen, ein Feuer auf Erden anzuzünden!"" Dieſes iſt das Feuer der chriſtlichen Liebe. Wenn dieſes in allen Herzen flammte," ſprach er, „ſo hätten wir auch eine beſſere Welt."

Er wandte ſich an die Väter des Ordens, die unter großen Mühſeligkeiten, die er mit durchdringenden Worten ſchilderte, die Befreiung der Gefangenen zu Stande gebracht hatten. „Die aufopfernde Liebe, die keine Mühe ſcheut," ſagte er, „iſt das erſte Kennzeichen, der wahren Jünger Jeſu — wie Er denn ſelbſt ſagte: „„daran ſoll die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr einander liebet.""

Er dankte Allen, die durch ihre milde Beiträge dieſes Feſt, die Befreiung ſo vieler Unglücklichen, zu

Stande gebracht hatten. „Reiche," ſprach er, „haben reiche Gaben gegeben. Aber auch das Scherflein armer Wittwen hat dazu beigetragen, die Zähren vieler Unglücklichen zu trocknen, und wird von Gott nicht unbelohnt bleiben."

Er redete die befreiten Gefangenen an: „Gott," ſprach er, „hat große Leiden über Euch kommen laſſen — aber aus den weiſeſten und liebevollſten Abſichten. Er iſt es, der in die Grube führt, und wieder daraus befreit. Manche aus Euch haben es vielleicht in ihrem Vaterlande zu beſchwerlich gefunden und über harte Arbeiten und andere unvermeidliche Uebel bittere Klagen geführt. Aber in ihrer Gefangenſchaft hätten ſie ſich gewiß glücklich geſchätzt, wieder hieher zurückkehren zu können.

Sie flehten zu Gott um Erlöſung. Er hat ihr Gebeth erhört. Danket nun alle Gott! haltet, was ihr in euerm Elende Ihm gelobet habt." Am Schluße erhob er ſeine Augen zum Himmel, und mit ausgebreiteten Armen rief er: „Du, o Gott! haſt uns allen die Wohlthat einer noch größern Erlöſung erwieſen. Du haſt Dich uns in Chriſtus unendlich liebevoll und barmherzig geoffenbart. Du haſt dieſen Deinen geliebten Sohn in die Welt geſchickt, uns aus einer ſchrecklicheren Sklaverei, als der in Afrika, zu erlöſen — aus der Sklaverei der Sünde. Du biſt uns Alles in Allem." Kein Auge blieb bei dieſer Rede trocken.

Der Biſchof betrat nun den Altar, um Gott, dem Allerhöchſten das heiligſte Opfer, als Dankopfer, darzubringen. Am Ende des Hochamtes wurde unter

Orgelton und Glockenklang der Lobgesang: „Herr und Gott, wir loben Dich!“ angestimmt, und alle Kanonen der Citadelle donnerten.

Die Magistratsräthe und andere angesehene Bürger luden nach dem Gottesdienste Herrn Reinhold, nebst einigen andern befreiten Gefangenen, die in Marseille keine Verwandten hatten, ein, bei ihnen zu speisen und zu wohnen. Eine große Mahlzeit wurde bereitet. Die hocherfreuten, nunmehr erlösten Gefangenen, mußten nun von ihren Leiden und Schicksalen in Afrika erzählen. Reinhold zog aller Aufmerksamkeit auf sich. Alle bewunderten ihn als einen Mann von ächter Religiosität, von vielen Kenntnissen, großer Einsicht und vielen Erfahrungen. Die Gäste blieben bis spät in die Nacht beisammen.

V.

Am folgenden Tage stand Reinhold sehr frühe auf, und wollte ausgehen, um ein Schiff ausfindig zu machen, mit dem er unverzüglich nach Amerika abreisen könnte. „Wie werden die lieben Meinigen,“ dachte er, „meine liebe Frau, das liebe Mathildchen, das indessen recht herangewachsen seyn muß, und mein ehrwürdiger Schwiegervater sich freuen, nach so langer Zeit mich wieder zu sehen! Wie innig gerührt war ich gestern, als ich Zeuge von der Freude vieler Väter, die so lange von Frau und Kindern getrennt gewesen, nun wieder mit ihnen vereinigt wurden! Das Herz

entbrannte mir von Liebe und Verlangen, Frau und Kind wieder in meine Arme zu ſchließen. Auch ihre Freude wird unausſprechlich ſeyn."

Da trat Herr Oront, der Herr des Hauſes, in dem Reinhold wohnte, herein, ihm einen guten Morgen zu wünſchen. Reinhold ſagte ihm, er wolle noch dieſe Stunde, oder doch lieber heute als morgen, nach Amerika zurück. Herr Oront fragte: „Und wohin in Amerika, wollen Sie dann und ſo dringend ſchnell?" „Zu meiner Familie," erwiederte Reinhold, „auf meine Beſitzungen, in die Kolonie des vortrefflichen Herrn Treu, meines Schwiegervaters."

Herr Oront erblaßte als er dieſes hörte, und konnte vor Schrecken kein Wort hervorbringen. Er ſchwieg lange, endlich ſagte er: „Mir iſt's, man habe mir gerufen. Haben Sie es nicht auch gehört? Ich muß doch ſehen, was es gibt? Ich komme dann ſogleich wieder." Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

„Was iſt dem guten Herrn doch ſo plötzlich angekommen?" dachte ſich Reinhold, „man hat ihm nicht gerufen. Ich wenigſtens habe nichts gehört. Doch vielleicht iſt ihm unwohl geworden."

Herr Oront eilte zu ſeiner Frau, und rief: „liebe Louiſe! Unſer lieber Gaſt hat mich in die größte Beſtürzung verſetzt. Denke nur, er iſt der Schwiegerſohn des Herrn Treu, deſſen Beſitzungen, wie du weißt, von den Wilden überfallen wurden, die ſeine Häuſer in Brand geſteckt und alle ſeine Angehörigen ermordet haben. Reinhold weiß noch nichts davon. Ich konnte ihm aber dieſe Schreckensnachricht doch un-

möglich mittheilen, da ich ſelbſt ſo ſehr erſchrack, den Mann vor mir zu ſehen, den ein ſo furchtbares Unglück betroffen hat; und wie wird ſein Herz brechen, wenn er es erfährt; denn verhehlen können wir ihm dieſe ſchreckliche Geſchichte doch nicht. Er will eben ein Schiff nach Amerika aufſuchen, um ſogleich dahin abzureiſen, dort wird er aber von dem groſſen Unglück ſchonungslos überraſcht werden. Was iſt doch zu thun?"

Die kluge, verſtändige Hausfrau entgegnete: „Ich will verſuchen, ihn vorzubereiten." Sie ging nun ſogleich auf ſein Zimmer. Reinhold kam ihr entgegen und ſagte: „Eben wollte ich mich erkundigen, wie es Ihrem Herrn Gemahl gehe. Ein plötzliches Unwohlſeyn ſchien ihn überfallen zu haben, da er ſich ſo ſchnell von mir entfernte." Frau Oront erwiederte: „damit geht es ſchon wieder beſſer; er wird auch bald wieder hieher kommen." Sie fing aber nun an, mit ihm von Amerika zu reden, und von den Verheerungen, die von den Wilden in den Beſitzungen der weißen Einwohner angerichtet wurden. Sie erregte in ihm mit Vorbedacht, die Beſorgniß, auch ſeine geliebten Angehörigen könnten bei dieſem Ueberfalle gelitten haben. Sie rückte nun mit ihrer Vorbereitung dem Ziele näher. Sie ließ ſich merken — aber blos als eine unzuverläſſige Sage, auch ſeine Beſitzungen ſeyen bei dieſem Ueberfalle von der Wuth der Wilden nicht ganz verſchont geblieben. Man ſage, ſeine Wohnungen ſeyen in Brand geſteckt, ſeine Felder verwüſtet worden. Sie ließ aber doch die Hoffnung durch-

blicken, ſeine Angehörigen könnten dem Blutbade entronnen ſeyn.

Reinhold beruhigte ſich aber mit dieſer Vermuthung nicht. Er wollte die Zeitungen, die dieſe Nachrichten enthielten, ſelbſt leſen; denn er war vollkommen überzeugt, der ganze Landſtrich, in dem ſeine Güter lagen, ſey von den Wilden verheert worden. Er ging nun zu einem Kaufmann, mit dem er ehemals in Handelsverbindung geſtanden und fragte, ohne ſich zu erkennen zu geben, nach Herrn Treu in Amerika. „Ach," ſagte dieſer Kaufmann, „der gute, redliche Treu iſt ſchon längſt todt. Die Wilden haben ihn und die Seinigen umgebracht. Ich kann Ihnen die Briefe hierüber vorlegen." Reinhold ſank vor Schrecken über dieſe Nachricht beinahe zuſammen.

Dieſes furchtbare Ereigniß, das auch ſeine ſüßeſten Hoffnungen vereitelte, hatte ihn ſo ſehr angegriffen, daß er, als er zu Herrn Oront zurückkam, erkrankte und zu Bette liegen mußte. Er bedauerte jetzt ſchmerzlich, ſeinem verehrten Hauswirthe und deſſen gütiger Gattin vielleicht längere Zeit zur Laſt fallen zu müſſen. Dieſe beruhigten ihn aber mit den freundlichſten Worten und verpflegten ihn mit der liebevollſten Sorgfalt.

Auf ſeinem Krankenlager ſann er nach, was er nun anfangen ſollte. „In Amerika," dachte er, „iſt es jetzt für mich aus; ich will nach Deutſchland, meinem Vaterlande, zurückkehren. Die Goldſtücke, die mir Aly beim Abſchiede gegeben hat, werden, wenn ich ſparſam damit umgehe, zur Reiſe dahin zu reichen. Aber was alsdann? Ich war ehemals reich, und bin

Univ. Bibl. München

nun ein armer Mann! Es fiel ihm jetzt ein, sein Glück als Porträtmaler zu versuchen.

Reinhold bezeigte, sobald er sich wieder erholt hatte, dem edlen Hausherrn und der gütigen Hausfrau, die ihn so gastfreundlich aufgenommen und so liebevoll verpflegt hatten, seinen herzlichsten Dank, setzte sie von seinem Vorhaben in Kenntniß, nahm Abschied von ihnen und schlug den Weg nach Deutschland ein.

In einer kleinen deutschen Stadt, die er glücklich erreichte, machte er, um wieder in Uebung zu kommen, die ersten Versuche, die vollkommen gelangen. Er bekam viele Bestellungen, und war nun doch der Brodsorgen überhoben. Er begab sich nach einiger Zeit in eine andere, größere Stadt, stieg da in dem ersten Gasthofe ab, und kündigte sich als Porträtmaler an. Der Gastwirth hatte zufällig eine ganz ausgezeichnete Gesichtsbildung. Reinhold erbot sich, ihn unentgeldlich zu malen. Das Porträt war zum Sprechen getroffen. Er mußte nun auch die Frau, die zwei Töchter und einen kleinen Knaben des Gastwirthes malen. Die Bilder wurden in dem Gastzimmer aufgehängt und von allen Gästen und den ansehnlichsten Bürgern der Stadt bewundert. Alle wollten sich und ihre Angehörigen gemalt sehen. Reinhold bekam nun so viel zu thun, daß er in langer Zeit nicht damit fertig werden konnte.

Eines Tages trat die Frau des Hauses in sein Zimmer. Sie führte ein sehr liebliches Mädchen an der Hand und sprach zu ihm: „Ich ersuche Sie dieses liebe Fräulein zu malen. Die holde Kleine besucht mit

meinen zwei Mädchen das hieſige Inſtitut für höhere Bildung der Töchter. Alle drei ſind die beſten Jugendfreundinnen. Ihre Mutter, eine ſehr edle Frau, iſt meine Freundin. Ich glaube dieſer liebevollen Mutter keine größere Freude an ihrem nahen Geburtstag machen zu können, als ſie mit dem Porträt ihrer liebenswürdigen Tochter zu überraſchen. Dieſes Feſt iſt aber ſchon in drei Tagen. Ich bitte Sie daher, dieſe Arbeit ſogleich vorzunehmen."

„Mit tauſend Freuden!" ſprach Reinhold. „Ich werde alle andern Arbeiten ſogleich bei Seite legen." Er bot dem Fräulein einen Seſſel, und holte ein auf ein Rähmchen aufgeſpanntes Pergament herbei. Die Hausfrau entfernte ſich inzwiſchen.

Reinhold betrachtete das Angeſicht des Fräuleins aufmerkſam, um die Züge recht aufzufaſſen. „Mein Gott," dachte er, dieſes holde Geſichtchen kommt mir, obwohl ich es nie geſehen habe, doch ſo bekannt vor. Ich weiß nicht, ich fühle eine wunderbare Zuneigung zu dieſem holden Kinde. — Ach, Du lieber Gott! In dieſem Alter und von dieſer Größe müßte jetzt auch meine kleine Tochter Mathilde ſeyn, wenn ſie noch lebte."

Dieſe Gedanken hatten Reinhold ſehr wehmüthig und ernſthaft geſtimmt. Das Fräulein bemerkte dies, wurde auch ernſter und war nicht mehr ſo heiter und freundlich wie zuvor. Reinhold fragte ſie, um ſie zu zerſtreuen und wieder aufzumuntern, um ihren Namen. „Ich heiße Mathilde," ſagte ſie.

„Mathilde!" wiederholte Reinhold leiſe für ſich in

ahnungsvollem Nachdenken. Er richtete nun noch einige Fragen an ſie und ſprach dann weiter: „Sie ſprechen ein ſehr reines Deutſch. Ihre Ausſprache iſt aber anders, als hier zu Lande. Sie ſind wohl nicht von hier?“

„Nein,“ ſagte das Fräulein. „Ich bin aus Amerika. Mein lieber Vater iſt auf dem Meere umgekommen. Mein Großvater wurde von den Wilden getödtet, meine Mutter und ich wurden von ihnen aus Amerika vertrieben, und wir wohnen nun hier in dieſer Stadt.“

„Wie heißt Ihre Mutter?“ rief Reinhold mit zitternder Stimme. Mathilde ſprach: „Sie heißt Franziska Reinhold.“

Reinhold ließ vor Freude Pergament und Zeichnungsſtift aus den Händen fallen, ſchlug die erhobenen Hände zuſammen und rief: „O, mein Kind! Du biſt meine Tochter; ich bin dein Vater!“

Mathilde begriff nicht, was dieſes heißen ſolle; ſie war ſo erſchrocken bei dem Rufe Reinholds, daß ſie aus dem Zimmer entfloh.

Reinhold fiel auf die Kniee nieder und rief mit gefalteten Händen: „Großer Gott! wie wunderbar biſt Du! Ich und meine Franziska, die wir uns gegenſeitig für todt hielten, führeſt Du, ſie aus Amerika, mich aus Afrika, hier in Europa wieder zuſammen! Ich weiß mich vor Freude kaum zu faſſen! Ich weiß meinen Dank gegen Dich, liebſter, beſter, gütigſter Gott, gar nicht auszuſprechen.“

Jetzt ſprang er auf, um hinzueilen in die Arme ſeiner wiedergefundenen Gemahlin.

In dieſem Augenblick trat die Hausfrau in das Zimmer und ſprach: „Lieber Herr Reinhold, es iſt eine höchſt wunderbare Fügung Gottes, daß Sie Ihre längſt todt geglaubte Gemahlin hier wieder finden. Ach, wie oft ſprach ſie, unter heißen Thränen mit mir von Ihnen, von Ihrer Güte, von Ihren edlen Geſinnungen. Sie liebt Sie, den ſie für todt hält, noch immer unausſprechlich. Die Freude aber, Sie ſo ganz und gar unerwartet wieder zu ſehen, könnte die gute Frau plötzlich tödten. Bleiben Sie daher hier! Ich will in ihre Wohnung hingehen und ſie auf dieſes ſo unerwartete, ganz außerordentliche Ereigniß vorbereiten.

Die Gaſtwirthin, eine ſehr verſtändige Frau, die durch den Umgang mit Menſchen aller Art ſich eine große Erfahrung erworben hatte, wußte ihre Sache trefflich zu machen, und der glücklichen Gattin die Freudenbotſchaft nach und nach beizubringen. Als Frau Reinhold, die über dieſe ergreifende Nachricht ſich dennoch kaum zu faſſen wußte, wieder etwas ruhiger geworden, führte die Wirthin Herrn Reinhold herein. Die Freude, mit der beide Ehegatten ſich begrüßten und umarmten, vermag keine Feder zu ſchildern. Dieſes ſelige Wiederſehen iſt nicht mit Worten zu beſchreiben. Die treue, hocherfreute Gattin ſprach hierauf: „Jetzt muß ich dir auch gleich unſere liebe Tochter vorſtellen.“ Die gute Mathilde war, als Reinhold vor Freudenſchrecken auffuhr und ſie ſeine Tochter nannte, vor

Erſtaunen ganz außer ſich gekommen. Sie hatte nur ihren Vater als Kind vor vielen Jahren geſehen und kannte ihn daher nicht mehr. Die verſtändige Wirthin hatte ihren Töchtern aufgetragen, bis auf Weiteres Mathilde zurückzuhalten und zu beruhigen.

Die Mutter holte nun Mathilde herbei. Schüchtern nahte ſie ſich dem Vater. Sie konnte kaum die Worte hervorbringen: „Liebſter Vater!“ aber auch der Vater nur die Worte: „Liebſte Tochter!“ Sie konnten im erſten Augenblicke nicht ausſprechen, was ſie empfanden. Vater, Mutter und Tochter, vergoſſen Freudenthränen. Der Vater war innigſt gerührt, die geliebte Tochter, die er als ein zartes Kind verlaſſen und todt geglaubt hatte, lebend und als ſchön heranblühende Jungfrau zu erblicken. Mathilde war jetzt ſechszehn Jahre alt. Ihr Angeſicht war mit der Farbe der Unſchuld, ſchöner als Roſen und Lilien geſchmückt; ihre dunkeln Haare ringelten ſich in natürlichen Locken; ihre Kleidung war zierlich aber einfach. Die Jungfrau wußte kaum, wie es ihr war, den lieben Vater, von dem ihr die Mutter ſo Vieles erzählt hatte, den Mutter und Tochter ſeit Jahren als todt beweinten, deſſen Mathilde ſich kaum mehr erinnerte, jetzt gleichſam das Erſtemal zu ſehen. Es wird ſich auch ſelten noch ereignet haben, daß Mutter und Kind den Vater, der ſie, und ſie ihn für todt gehalten, ſich ſo unerwartet wieder gefunden haben. Alle drei konnten nur weinen und mit thränenvollen Augen zu Gott aufblicken. Wie oft riefen ſie aus: „O, Gott! wie gut biſt Du! O Gott, Dir ſey Dank!“

VI.

Reinholds Gemahlin erzählte nun ihre Geſchichte von der Zeit an, da Reinhold Amerika verließ, um nach Europa zu reiſen, und ſie, ihr ſeliger Vater und ihr damals noch ſehr kleines Töchterchen, ihn bis an das Schiff begleitet hatten.

„Ach!“ ſagte ſie, „wie oft dachte ich jenes ſchmerzlichen Abſchiedes. Du, ich, unſer Kind zerfloſſen in Thränen; auch mein Vater, den ich ſonſt nie weinen geſehen, hatte die hellen Thränen in den Augen. Wir betheten alle Tage für dich; an jedem Morgen und an jedem Abend, flehten ich und Mathilde, der gütige Gott wolle dich ſicher geleiten und dich glücklich wieder zu uns zurückführen.“

„Da kamen die Nachrichten von dem furchtbaren Sturm, bei dem ſo viele Schiffe, die aus Amerika nach Europa ſegelten, zu Grunde gegangen; wir befürchteten wohl, auch du könnteſt dein Grab in dem Meere gefunden haben. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf. Wir dachten, wenn du je das Land erreichteſt, ſo würdeſt du uns unverzüglich ſchreiben. Wir warteten täglich mit Sehnſucht auf Briefe. Allein Tage, Wochen, Monate vergingen und kein Brief, keine Nachricht kam. Was konnten wir anders denken, als daß wir dich in dieſer Welt nicht wieder ſehen würden? Wir würden unſerm Schmerz unterlegen ſeyn, wenn das Vertrauen auf Gott, gegen deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt, der Alles, was

geſchieht, zu unſerm Beſten lenket, uns nicht aufrecht erhalten hätte.

Bei ſtiller Ergebenheit in den Willen Gottes lebten wir nun ſo ruhig und zufrieden fort. Aber auf einmal vernahmen wir die Nachricht, daß die Wilden aus den Urwäldern Amerikas ſich zuſammen gerottet, und in unſern Landſtrich eingedrungen ſeyen. „Sie verheeren," hieß es, „Alles mit Brand und Mord." Es ſtand auch nicht lange an, ſo erſcholl das Geſchrei: „Sie kommen! Sie kommen!" Mein Vater hatte, ſo viel es in der Eile möglich war, alle ſeine Arbeiter bewaffnet, und zog den Feinden entgegen, um ihnen den einzigen offenen Eingang in unſer glückliches Thal zu verwehren. Ich bebte und zitterte, und bethete auf meinen Knieen mit Inbrunſt, Gott wolle uns erretten. Der Kampf dauerte bis in die Nacht.

Du erinnerſt dich vielleicht zweier ſchwarzen Kinder, die öfter auf mein Zimmer gekommen ſind. Ihr Vater war früherhin, ſchon bevor du nach Amerika gekommen, der Sklave eines grauſamen Herrn geweſen und hatte ſich zu meinem Vater geflüchtet und auf ſeinen Knieen und mit heißen Thränen ihm zugerufen: „Du biſt ein guter, milder Herr, ich will mit Freuden dein Sklave werden. Kaufe du mich dem harten Manne ab!" Mein Vater kaufte ihn und ſein Weib, und ließ ihnen am äußerſten Ende des Thales eine Hütte bauen. Doch du erinnerſt dich ja noch wohl des alten Tſchur. Dieſer treue ſchwarze Sklave ſtürzte plötzlich zu mir ins Zimmer, und rief: „Eilig entflieht mit mir in meine Hütte! Nur da ſeyd Ihr ſicher. Denn

die kupferrothen Amerikaner ſind nur gegen die Weißen wüthend aufgebracht; den Schwarzen thun ſie nichts zu leid, ſie ſehen ſie als ihre Leidensbrüder, die Weißen aber, als ihre gemeinſamen Feinde an."

Ich folgte mit unſerer Tochter dem guten ſchwarzen Manne. Ich fragte ihn ſchon unterwegs mehrmals, wie es meinem Vater gehe. Er ſagte: „Sobald Ihr in Sicherheit ſeyd, werde ich mich nach meinem lieben Herrn erkundigen." Als wir in der Hütte angekommen waren, bezeigten uns Tſchurs Weib und ſeine Kinder das größte Mitleid, ſie weinten mit uns und verſprachen uns alle erdenkliche Hilfe zu leiſten, die in ihren Kräften ſtehe. Der treue Tſchur machte ſich nun eiligſt auf den Weg, um unſern lieben, guten Vater aufzuſuchen. Ich wollte mit ihm gehen; aber er rief mir zu, zurückzubleiben, denn ich würde den Feinden gerade in die Hände laufen; er hoffe bald, und wenn Gott will, mit guten Nachrichten wieder zurückzukommen.

Der gute Mann wußte aber ſchon, daß die Feinde unſere Leute überwältigt, und in die Flucht gejagt hatten, und meinen Vater verwundet liegen ließen. Tſchur wollte es mir nicht ſagen, weil er ſah, wie ſehr ich von Angſt und Schrecken ergriffen war.

Er mußte weit gehen, und als er an dem andern Ende des Thales ankam, hatten zwei Schwarze meinen Vater bereits in die nächſte Hütte gebracht und bemühten ſich, ſeine Wunden zu verbinden. Er lag auf etwas Stroh. Tſchur kniete zu ihm nieder, und um ihn zu tröſten, ſagte er: „Eure Tochter und ihr

Kind ſind in Sicherheit.“ Er beſah die Wunden und ſprach: „Ich hoffe, ſie ſind nicht gefährlich. Gott wird ſie heilen.“

Ich trat des Tages über öfter an das kleine Fenſter der Hütte voll banger Sehnſucht, ob Tſchur nicht endlich zurück komme. Da ſah ich nun, daß unſere Wohnungen von den Feinden geplündert wurden. Unter Angſt und Zittern ging der Tag vorüber. Die Nacht brach ein, es wurde mit einem Male ganz helle in der Stube. Ich ſchaute durch das Fenſter: hoch auflodernde Flammen erhoben ſich aus unſerer Wohnung. Die Wilden hatten ſie in Brand geſteckt. Auch viele Nebengebäude brannten. Es war ein furchtbarer Anblick! Das ganze Thal und die umgebenden Felſen und Wälder waren von gluthrothem Feuerglanze erleuchtet. Und doch war mir dieſes große Unglück nichts, gegen den Kummer um meinen lieben Vater. Endlich kam Tſchur zurück. Er ſuchte mich zu beruhigen: „Euer Vater,“ ſagte er, „iſt gerettet! Er iſt zwar verwundet, aber nicht gefährlich. Verlaßt Euch auf den lieben Gott!“ Ja, ſagte ich, auf Ihn vertraue ich ganz allein. Er iſt unſere einzige Zuflucht in aller Noth.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem, wie ich glaubte, einzigen treuen Mann, zu klagen, wie es mich ſchmerze, daß die Schwarzen an dem Kampfe keinen Antheil genommen, und ſogar bei der Plünderung gleich den Feinden mitgeplündert hätten.

Er aber entgegnete mir, ich ſeye irrig daran; er ſelbſt habe ihnen gerathen, nicht gegen die Feinde zu

kämpfen, weil die Schwarzen nur wenige, auch nur geringe Hilfe leiſten, uns aber auf eine andere Weiſe nützlich ſeyn konnten. Auch, was ſie bei der Plünderung raubten, hätten ſie nur für uns gereitet.

Vor der Kapelle hatten die Wilden eine Art Ehrfurcht und rührten ſie nicht an. „Dieſes Haus," ſagten ſie, „iſt für den großen Geiſt," wie ſie Gott nennen. Die Wohnung bei der Kapelle wollten ſie eben plündern und anzünden. Allein ein Schwarzer ſtand unter der Hausthüre und rief: „Ich bin der Aufſeher der ſchwarzen Sklaven. Ich bin ihr und euer Freund! Verſchont dieſes mein Haus." Sie drückten ihm die Hand und gingen weiter.

Bald darauf kamen zahlreiche Schaaren Soldaten, uns von der Regierung zur Hilfe geſchickt, und trieben die Wilden in ihre Wälder zurück.

In das ſchöne Haus, das mein Vater neben der Kapelle hatte erbauen laſſen, und das ihm jetzt allein noch übrig blieb, wurde er auf einer Tragbahre liegend gebracht. Ich eilte unverzüglich zu ihm. Er lag auf einem reinlichen Bette, bot mir die Hand entgegen und ſprach: „Gott ſey Lob und Dank, daß Er dich und dein Kind gerettet, und mich noch am Leben erhalten hat."

Mein Vater hatte bereits einen Schwarzen abgeſchickt, um den Arzt, und einen andern, um den Geiſtlichen zu rufen; einen dritten ſchickte er an ſeinen beſten Freund, den Beſitzer einer benachbarten Kolonie, Herrn Hill. Der Arzt kam zuerſt und machte Hoffnung;

allein aus ſeinen Mienen ſahen wir, daß dieſe Hoffnung nur ſehr ſchwach und ungewiß ſey.

Nun kam der treue, biedere Freund meines Vaters. Der Vater ſagte zu ihm: „Lieber Hill! alle meine Handlungsbücher ſind verbrannt; ich kann nur mehr aus dem Gedächtniſſe angeben, was meine Handelsfreunde mir, und was ich ihnen ſchuldig bin, ſchreibe es auf, ich erſuche dich darum.“ Und der treue Freund Hill brachte Alles zu Papier, wie es ihm der gute Vater ſagte.

Jetzt kam auch der Geiſtliche, der ſich zu dieſer Zeit in einer entfernten Gegend aufhielt und weither zu reiſen hatte. Mein Vater grüßte ihn ſo freundlich als ehrerbietig, und ſprach: „Meine zeitlichen Angelegenheiten habe ich ſoeben geordnet, jetzt will ich einzig nur mehr auf das ewige Heil meiner Seele bedacht ſeyn.“ Er blieb länger als eine Stunde mit ſeinem Gewiſſensfreunde allein, und nachdem er gebeichtet hatte, verlangte er morgen die heilige Kommunion zu empfangen. Der Geiſtliche entrichtete am folgenden Morgen in der ſchönen Kapelle das heilige Meßopfer, und kam dann, dem kranken Vater das Brod des Lebens zu reichen. Die wenigen noch übrigen unſerer Leute, die beim feindlichen Ueberfall der Wilden mit dem Leben durchgekommen waren, Aeltern und Kinder, hatten ſich in der Kapelle eingefunden, und begleiteten das heiligſte Altarsſakrament bis zum Krankenbette. Ich kniete mit unſerer Mathilde zunächſt am Bette des lieben Vaters. Es war ein rührender Anblick, wie Alle, die zugegen waren, Weiße und Schwarze, umher knieten

und zu ihrem gemeinſchaftlichen Vater im Himmel und ſeinem geliebten Sohne betheten und flehten und reichliche Thränen vergoſſen. Noch rührender aber war es für mich zu ſehen, mit welch glühender Andacht mein frommer Vater die heilige Kommunion empfing, welche Seligkeit er in der Vereinigung mit ſeinem göttlichen Erlöſer empfand. Sein bleiches Angeſicht war wie verklärt!

Nachdem er nun, wiewohl noch keine Gefahr des Todes da war, die heiligen Sterbſakramente empfangen hatte, fühlte er ſein Herz ſehr erleichtert. Er ward ganz ruhig und heiter, und auch die Schmerzen des Leibes hatten nachgelaſſen, er ſpürte ſie nur wenig mehr.

Ich wich nicht von ſeinem Bette; und während ſeines ſchweren Krankenlagers, das lange währte, hatte ich bei allen Leiden manchen unerwarteten Troſt.

Es war mir ſehr ſchmerzlich geweſen, zu ſehen, wie bei der Plünderung unſerer Wohnung unſere ſchwarzen Sklaven, ſogar auch die Sklavinnen ſo eifrig und gierig mithalfen. Allein ſie hatten wirklich, wie Tſchur mir ſagte, das Geraubte nur für uns in Sicherheit gebracht, ſie ſtellten mir Alles getreulich zurück. Einer brachte eine goldene Taſchenuhr mit Brillanten beſetzt, ein Anderer ein Paar kleine Gemälde, die mir beſonders lieb waren, ein Dritter ein Schmuckkäſtchen, in dem ſich viele Koſtbarkeiten befanden, und ſo noch Vieles von Werth.

Mein Vater war auf ſeinem Krankenlager von dieſer Treue innigſt gerührt. „Du ſiehſt nun, liebſte Tochter," ſagte er, „wie gut es iſt, daß wir gegen

unſere Untergebenen eine milde Herrſchaft geweſen. Du haſt gehört, wie es dem harten Manne gegangen, von dem ich den treueſten unſerer Sklaven, den braven biedern Tſchur gekauft habe, der es bei ihm nicht mehr aushalten konnte. Der unbarmherzige Beherrſcher ſeiner Leute mußte ſchrecklich büßen. Alle ſeine Sklaven empörten ſich gegen ihn, ſchlugen ſich zu den eindringenden Feinden und nahmen an ihrem grauſamen Herrn eine grauſame Rache. Er und ſeine ganze Familie wurden ermordet. So erntet der Menſch oft ſchon in dieſem Leben, was er ausgeſäet hat."

Der gute Vater näherte ſich nun immer mehr und mehr ſeinem Ende. Er hatte während ſeiner Krankheit öfter väterlich freundlich mit unſerer Tochter geſprochen. „Liebes Kind," ſagte er unter Anderm einmal, „ich und kein Menſch kann ſagen, was dir in dieſer Welt, voll Gefahren und Trübſale bevorſteht. Was aber auch über dich kommen mag, ſo halte dich nur immer an Gott. Ihn liebe von ganzem Herzen; Ihm vertraue mit voller Zuverſicht, ſo wirſt du bei allem Kummer, allen Sorgen, allen Widerwärtigkeiten in Ihm Ruhe finden, und getroſt und zufrieden ſeyn. Er wird dich vor allen Gefahren Leibes und der Seele bewahren. Und ſollte Er dir auch eine große Laſt von Leiden und Müheſeligkeiten auferlegen, Er wird ſie dir tragen helfen."

Jetzt rief ſie der Vater noch einmal an ſein Sterbebett: „Liebſte Mathilde," ſagte er, „ich werde wohl in dieſer Stunde noch ſterben, ich fühle es, ja vielleicht ſchon in dem nächſten Augenblick ruft mich der

Herr ab aus dieſer Welt. Wie freue ich mich zu ihm zu kommen! Denn Chriſtus iſt mein Leben und Sterben mein Gewinn. Bleibe Ihm, den wir dir, ich, deine Mutter, und dein Vater, ſo lange dieſer bei uns war, ſo viel du es begreifen konnteſt, kennen gelehrt haben, getreu, dann ſehen wir uns im Himmel wieder! Alles in dieſer Welt iſt eitel, außer Gott lieben und ſeine Gebote halten.“ Der Sterbende ſtreckte ſeine Hand aus, ſegnete Mathilde und verſchied.“

Franziska, die gute Tochter des beſten Vaters, konnte jetzt vor Weinen nicht mehr weiter erzählen. Ueber eine Weile aber fuhr ſie fort: „Auf dem kleinen Gottesacker, nächſt der Kapelle, hatten wir dem ſeligen Vater ſein Grab beſtimmt. Der Geiſtliche, dem wir einen Eilboten ſchickten, kam, die Leiche einzuſegnen, und zu Grabe zu geleiten. Alle Einwohner unſeres Thales, Greiſe, die an ihren Krücken kaum mehr zu gehen vermochten, Kinder, die zu gehen erſt anfingen, und ſolche, die auf den Armen getragen wurden, Weiße und Schwarze, fanden ſich bei dem Leichenbegängniſſe ein. Unzählige Thränen wurden vergoſſen. Eine Grabrede, in der oft nur zu viel zum Lobe des Verſtorbenen geſagt wird, hatte der ſelige Vater ſich verbeten. Wir ſetzten ihm, wie er es angeordnet hatte, einen ganz einfachen Grabſtein; nur ſein Name, das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes war darauf eingegraben. Dazu ließen wir die Worte der heiligen Schrift ſetzen, die der Vater ſterbend noch geſprochen hatte: „Chriſtus iſt mein Leben, und ſterben mein Gewinn.“

Frau Reinhold erzählte weiter: „Ich machte nun Anſtalt, Amerika auf immer zu verlaſſen. Wie der ſelige Vater mir es anempfohlen hatte, ging ich noch in alle Wohnungen unſerer Leute, um von ihnen Abſchied zu nehmen. Auch an der niedrigſten Hütte ging ich nicht vorüber. Ich forſchte überall nach, was ihnen in ihrem kleinen Hausweſen, an Hausgeräthen und dergleichen am nöthigſten ſey, um es ihnen anzuſchaffen. Denn mit baarem Gelde iſt den Armen auch nicht immer gedient.

Ich hatte das Grab meines Vaters mit Mathilde öfter beſucht; heiße Thränen vergießend, beſuchte ich es nun zum letzten Mal.

Ich wollte meine Abreiſe nicht bekannt werden laſſen, um mir und unſern Leuten die Schmerzen des letzten Abſchiedes zu erſparen. Allein da ich Morgens, als der Himmel kaum etwas erhellt war, mit unſerer Tochter aus dem Hauſe trat, um in den Reiſewagen zu ſteigen, war alles Volk verſammelt. Alle riefen mir hundert Lebewohl und tauſendfachen Dank nach.

Von meiner Fahrt über das Meer will ich dir nicht erzählen. Das Meer iſt wie das menſchliche Leben, bald ruhige Stille, bald Sturm. Ich begab mich hieher. Hier, in der Erziehungsanſtalt für die weibliche Jugend hatte ich den erſten Unterricht erhalten; dieſe Anſtalt wollte ich auch unſere Tochter beſuchen laſſen. Ich beſchloß daher, mir hier eine Wohnung zu miethen. Ich ſtieg in dem Gaſthofe ab, in dem du jetzt wohneſt. Hier war mir nun auch eine angenehme Ueberraſchung bereitet. Ich hatte mit der

trefflichen Gastwirthin in meiner Kindheit das hiesige Erziehungsinstitut besucht. Nach und nach erkannten wir uns wieder, und hatten beide eine große Freude uns wieder zu sehen."

Reinhold erzählte nun auch seine Lebensgeschichte von der Zeit an, wo er von ihnen getrennt war. Diese Erzählungen, bei denen gegenseitig viele Thränen vergossen wurden, währten bis spät in die Nacht.

VII.

Als am folgenden Morgen Vater, Mutter und Tochter sich zum Frühstücke an ein kleines Tischchen gesetzt hatten, brachte die Kammerjungfer den Kaffee herein. Sie war sehr nett in weiß und blau gestreiften Kattun gekleidet und hatte eine feine weiße Haube mit Spitzen auf, aber ihr Angesicht war kohlschwarz; auch ihre Hände sahen aus, als hätte sie schwarze Handschuhe an. Sie blickte Herrn Reinhold mit ihren großen, glänzend schwarzen Augen, an denen das Weiße vorzüglich bemerkbar war, freundlich an, küßte ihm mit ihren starken rothen Lippen die Hand und nannte ihn ihren gnädigen Herrn.

Reinhold fragte: „Wer ist dieses Mädchen?" Seine Gemahlin antwortete: „Dies ist jenes kleine schwarze Mädchen, das du mit ihrem kleinen Bruder in Amerika öfter auf meinem Zimmer gesehen hast. Ich habe sie zur heiligen Taufe gehoben, und sie Maria nennen lassen. Ich unterrichtete sie mit unserer Tochter zugleich. Die kleine Maria faßte den Unterricht sehr

gut auf, und zeigte große Liebe und Anhänglichkeit an uns. Auch alle Arbeit, die ich ihr auftrug, griff sie sehr geschickt an, war dabei immer heiter, und wußte uns sehr gut zu bedienen. Ich nahm sie daher in unsere Dienste. Auch unsere Tochter war ihr sehr geneigt und gewann sie herzlich lieb. Maria, wie wohl einige Jahre älter, war die liebste, ja fast einzige Gespielin unserer Mathilde. Als ich Amerika verließ, bat Maria mich mit heißen Thränen, sie mitzunehmen. Mathilde wünschte es auch. Mariens Aeltern gaben es gerne zu, und versicherten mich, daß sie sich glücklich schätzen, ein Kind so gut versorgt zu sehen.

Auf unserer Reise nach Europa leistete uns diese schwarze Maria unbeschreiblich liebevolle Dienste. Ich verfiel nach überstandener Seekrankheit in ein heftiges Fieber. Auch Mathilde wurde krank. Maria aber, die bei ihrer stärkeren Natur vollkommen gesund blieb, wußte uns mit ebenso vieler Einsicht als Liebe zu pflegen. Ohne ihre treue Hilfe hätten wir wohl Europa nicht erreicht.

Anfangs wollte es ihr dahier in der Stadt nicht gefallen. Wenn sie auf die Gasse kam, liefen die kleinen Mädchen vor ihr scheu davon, und die Knaben verlachten und verspotteten sie. Da unsere Tochter in dem trefflichen hiesigen Erziehungsinstitute die Lehrstunden besucht, ließ ich Maria sie dahin begleiten, und an dem Unterrichte Theil nehmen. Anfangs machte ihre Erscheinung in der Schule großes Aufsehen. Alle Schülerinnen sahen mehr auf die neue schwarze Mitschülerin, als auf die Lehrerin. Doch

dieſes verlor ſich nach und nach, und man wurde ihrer gewohnt. Sie hörte ſehr aufmerkſam zu, ſchwieg aber immer ſtille, wenn eine Frage an Alle geſtellt ward und dann viele mit ausgeſtreckten Fingern riefen: „Ich, ich weiß es!“ Die übrigen Schülerinnen hielten ſie daher für dumm. Da aber die Lehrerin bei dem Unterricht in der Erdbeſchreibung zu Amerika kam, rief ſie Maria auf, einige Fragen zu beantworten, da übertraf nun die verachtete ſchwarze Schülerin, weil ſie alles mit Augen geſehen hatte, beinahe ihre Lehrerin ſelbſt. Sie erzählte klar und ausführlich, wie das Zuckerrohr gepflanzt, in der Walzmühle ausgepreßt und dann der ſüße Saft zu Zucker eingekocht wird. Sie wußte den lieblichen Anblick der Wäldchen von Kaffeebäumen mit den ſchönen rothen Früchten ſehr lebhaft zu ſchildern, wie die Kaffeebohnen, die ſich in den Früchten befinden, von der äußern weichen Hülle losgemacht, wie ſie dann, wie bei uns das Korn, aufgeſchüttet, wie ſie nicht gewogen, ſondern in Schäffeln ausgemeſſen, und in großen Säcken verſchickt werden. Auch wie Baumwolle und Tabak gepflanzt und behandelt wird, erzählte ſie ausführlich. Ihre Mitſchülerinnen bekamen Achtung gegen ſie und gewannen ſie lieb, und achteten nun nicht mehr ihrer ſchwarzen Farbe.“

Reinhold's Gemahlin wohnte vor dem Thore der Stadt in einem ſchönen Hauſe, das von einem ſchönen Garten umgeben war, und das ſie gekauft hatte. Sie war in der Stadt allgemein hoch geachtet. Wiewohl ſie mit ihrer Tochter ganz zurückgezogen lebte, ſo

war ſie doch gegen alle Menſchen freundlich, leutſelig und beſcheiden. Sie war auch die größte Wohlthäterin der Armen. Da ſie die angeſehenſte Frau der Stadt war, Kutſche und Pferde hielt, und bei Regenwetter mit ihrer Tochter immer zur Kirche fuhr, ſo benannten die Leute ſie mit keinem andern Namen, als die gnädige Frau.

Reinhold war aus einem armen Manne nun wieder ein reicher Herr geworden. Was ſeine Frau an Geld und Geldeswerth aus Amerika mitgebracht, und was ſie aus der Kolonie, die wohl größern Werth hatte, als ein großes deutſches Rittergut, erlöete, verſchaffte ihm reichliches Einkommen. Allein Reinhold war es unerträglich, müſſig und ohne Beſchäftigung zu leben. „Das unthätige Leben," ſprach er, „iſt mir zuwider. Wir ſagen nach deutſcher Art ſehr wahr und kräftig, anſtatt träg auch faul — in Verweſung übergehend. Trägheit macht alle Kräfte Leibes und der Seele lahm und zu allem Guten untüchtig." Er hatte wahrgenommen, daß ſich in der Stadt viele Leute befanden, die aus Mangel an Arbeit müſſig und arm waren. „Müſſiggang," ſprach er, „iſt aller Laſter Anfang. Armuth macht ſchlecht und verleitet zu allen Schlechtigkeiten." Er ſann nach, wie er die Leute beſchäftigen könne und hielt es für rathſam, ſein Unternehmen an bereits Vorhandenes anzuknüpfen. Es befanden ſich in der Stadt einige Wollenweber; ſie verfertigten aber nur geringe Tücher, die blos von benachbarten Bauersleuten gekauft wurden, und nicht in den Handel kamen. In den umliegenden Gegenden

hielt man zahlreiche Schaafheerden; die feinſte Wolle aber kauften fremde Wollhändler. Reinhold trug vor Allem darauf an, daß von der Wolle, die man ſowohl in der Stadt, als auf dem Lande ſpann, feineres Garn geſponnen werde. Er nahm einen trefflichen Webermeiſter in ſeine Dienſte und ſicherte ihm einen anſehnlichen Gehalt zu, unter der Bedingung, den Webern in der Stadt alle Handwerksvortheile zu zeigen. Er rief die Webermeiſter in der Stadt zu ſich und ſagte ihnen, wenn ſie feinere Tücher lieferten, ſo wolle er ſie ihnen abkaufen, und auf der Stelle ſehr gut bezahlen. Sie gingen ſogleich darauf ein. Sie konnten nun bald mehrere Geſellen halten, die ſo geſchickt wurden, als die Meiſter ſelbſt. Er ließ jenen Aeltern, die nicht im Stande waren, ihren aus der Schule entlaſſenen Knaben ein Handwerk lernen zu laſſen, wiſſen, wenn die Knaben Luſt hätten, Weber zu werden, ſo wolle er das Lehrgeld, und was ſonſt noch erforderlich ſey, für ſie bezahlen. Die Lehrjungen wurden bald treffliche Geſellen. Er ließ ein beſonderes Haus erbauen, wo die Tücher von einem geſchickten Meiſter, den er ſich verſchrieb, gefärbt, und noch ein anderes Haus, wo ſie vollends zum Verkaufe hergerichtet, in Kiſten gepackt und verſandt wurden. Es befanden ſich aber noch viele Weiber und Mädchen in der Stadt, die keine Arbeit hatten. Dieſe ließ er Handſchuhe, Strümpfe, Hauben und dergleichen für ſeine Rechnung ſtricken. Von dieſer Zeit an ſah man ſie nie mehr müſſig umhergehen, ſtehen oder ſitzen. Immer hatten ſie ihr Geſtrick in der Hand, und freu-

ten ſich am Ende der Woche, eine ſchöne Einnahme einſtreichen zu können.

Um Gewinn war es dem edelmüthigen Manne gar nicht zu thun. Er war nur darauf bedacht, den vielen Armen in der Stadt gutbezahlte Arbeit zu verſchaffen. Das Unternehmen gelang bei ſeiner Einſicht und Thätigkeit vollkommen. Jedermann, Arme und Reiche, freuten ſich darüber und konnten ihn nicht genug ſchätzen.

VIII.

Reinhold mußte in Handelsangelegenheiten öfter nach Frankfurt reiſen, das nur einige Meilen entfernt war. Seine Frau zeigte aber nie Luſt mitzugehen, weil er dort immer viele Geſchäfte hatte und ſie in der Stadt ganz fremd war.

„Diesmal aber," ſagte er eines Tages, „mußt du mit mir hinreiſen. Es findet dort eine große Feierlichkeit ſtatt, die Kaiſerkrönung. Dieſe mußt du mit anſehen, und unſere Tochter wollen wir auch mitnehmen."

Sie reisten hin. Er ſtieg in dem Gaſthofe der Vorſtadt ab, in dem er gewöhnlich einkehrte, eilte aber ſogleich fort, um in einem Hauſe der Hauptſtraſſe, an dem der Krönungszug vorbei kam, ein Zimmer zu miethen. Er kannte die Bewohner des Hauſes ſehr gut; ſie ſagten ihm aber, es ſey wohl noch ein Zimmer mit drei Fenſterſtöcken da, einer und ein halber ſey aber

ſchon verſagt. Er ſprach: „Einer und ein halber ſi gerade ſo viel, als ich nöthig habe.“

Als er mit Frau und Tochter in das Zimmer tr ſtand an einem Fenſter in der Ecke ein würdig au ſehender ältlicher Herr, mit einer Frau gleichen Alte beide prächtig gekleidet. Sie grüßten ihn nur flücht und ſchauten wieder hinab auf das Gewühl von Me ſchen in der Straße. Das entgegengeſetzte Fenſ ſtand leer und er wies ſeine Frau und Tochter dah An dem mittleren Fenſter befand ſich ein ſchöner, wo gekleideter, junger Mann. Neben dieſen trat er.

Der junge Mann betrachtete ihn einige Mal ſo aufmerkſam. Reinhold fragte ihn beſcheiden, wara er ſo aufmerkſame Blicke auf ihn werfe? Der jun Mann erwiederte: „Verzeihen Sie, ſind Sie nicht H Reinhold?“ „Ja“, ſagte Reinhold, „der bin ich Der junge Herr rief nun laut auf: „O Gott im Hi mel! welch' ein Glück, Sie wieder zu ſehen! Ich ! der arme Geishirt Ludwig, dem Sie in Afrika große Theilnahme bezeigten und ſo weſentliche Unt ſtützung erwieſen haben. Sie, Sie ſind mein größ Wohlthäter!“ Auf dieſen Ausruf kamen der alte H und deſſen Frau, welche die Aeltern Ludwigs war auch Reinholds Gemahlin und Tochter herbei. Lu wig und ſeine Aeltern konnten nicht Worte genug f den, Reinhold ihre Freude, ihn zu ſehen und il ihren Dank zu bezeigen, auszudrücken. Ludwig ſa dann: „Wir ſollten heute zuſammen ſpeiſen. Wir h ben einander viel zu ſagen und zu erzählen. Aber einer großen Gaſttafel wäre dieſes nichts. Reinh

Ich habe mir vorgenommen, alle Jahre an dem Tage, an dem ich aus der Gefangenſchaft erlöst wurde, eine ähnliche Summe zu geben. Auf welchem Wege kann ich wohl das Geld Ihrem Kloſter am ſicherſten zuſchicken?" Der Graf bemerkte: „Senden Sie es nur an mich; ich werde es ſicher beſorgen."

Der Prior begleitete den Grafen und Reinhold die Treppe hinab und führte ſie in das Refektorium. Der Graf hatte ihn zwar abhalten wollen, allein der freundliche Greis blieb nicht zurück, denn er wollte auch den Pfarrer und den Amtmann begrüßen.

Dieſe Beiden waren, als der Graf und Reinhold ſich hinauf zum Prior begaben, in das Refektorium eingetreten. In dem kleinen Speiſeſaale befand ſich ein ſchönes Chriſtusbild unter dem die Worte ſtanden: „Ich war gefangen und ihr habt mich erlöst!" Die zwei Bilder zu beiden Seiten des Chriſtusbildes ſtellten Johannes den Täufer vor, den ſeine Jünger im Gefängniſſe beſuchten, und den Apoſtel Petrus, den ein Engel aus dem Gefängniſſe befreit. Noch zwei andere Gemälde waren die Bildniſſe der zwei Stifter des Ordens zu Erlöſung der Gefangenen.

Der Graf und der Amtmann fingen, als man ſich geſetzt hatte, von den verworrenen Welthändeln zu ſprechen an. Der Prior, der für dieſe zeitlichen Unterhaltungen keinen Sinn hatte und lieber an Dinge jenſeits dieſer Welt dachte, ſchwieg gänzlich. Erſt am Ende des Geſpräches ſagte er: „Gott wolle Alles zum Beſten lenken. Um dieſes bitte ich Ihn täglich." Er begleitete alsdann die Herren bis zur Kloſterpforte,

blieb da ſtehen und ſprach: „Ueber dieſe Schwelle komme ich in meinen noch übrigen Lebenstagen nicht mehr, — bis man mich als Leiche hinausträgt. Gott ſey mit Ihnen!“

Während des Kloſterbeſuches der vier Herren, machten die drei Damen und Ludwig einen Spaziergang in dem überaus großen und prächtigen Schloßgarten. Nachdem ſie längere Zeit darin umhergegangen waren, ſetzten ſich die zwei Frauen auf eine Bank von Marmor, am Ende einer langen Allee. Ludwig führte Mathilden in der Allee auf und ab. Da ſprach jetzt Mathildens Mutter zu der Gräfin: „Sie werden wohl ſo gut als ich bemerkt haben, daß Ihr Sohn eine Neigung zu meiner Tochter gefaßt hat und daß auch meine Tochter ihm geneigt iſt. Wäre es nicht wünſchenswerth, daß Ludwig Mathilde als Braut zum Altare führen könnte?“

Die Gräfin erwiederte: „Ich wünſchte allerdings auch, daß es geſchehen könnte. Doch kann ich jetzt nichts Beſtimmtes darüber äußern, bevor ich nicht mit meinem Gemahl geſprochen habe.“

Am folgenden Morgen frühſtückte die gräfliche Familie noch mit ihren Gäſten. Der Graf, der noch im Schlafrocke war, begleitete ſie ſodann bis an die Stiege; die Gräfin aber, die immer voll der innigſten Dankbarkeit gegen den Wohlthäter ihres Sohnes war, und auch deſſen Frau und Tochter hoch achtete, ging mit ihnen bis an den Reiſewagen. Reinhold half ſeiner Frau in den Wagen einſteigen, Ludwig half Mathilden; Alle ſagten ſich wiederholt tauſend Dank, und ein herzliches Lebewohl auf baldiges Wiederſehen.

Der Graf ſetzte ſich wieder an den Kaffeetiſch, und ſchenkte ſich noch eine Taſſe ein. Seine Gemahlin und ſein Sohn fanden ihn, als ſie zurückkamen, in der heiterſten Laune. „Dieſe unſere Gäſte gefallen mir,“ ſagte er, „ſie haben meinen ganzen Beifall. Unter den Leuten ihres Standes habe ich noch keine trefflichere kennen gelernt; ſie haben Lebensart, und ſie wiſſen auch dem Adel den ſchuldigen Reſpekt zu erweiſen.“

Die Gräfin gab jetzt ihrem Sohn einen Wink, ſich zu entfernen.

Der Graf ſprach weiter: „Auch dieſe Mathilde iſt ein ſehr verſtändiges und gebildetes junges Frauenzimmer. Ich habe unter den Fräulein des deutſchen Adels, die ich kennen lernte, noch keines gefunden, das ſich beſſer zu benehmen wüßte, das ſie überträfe, oder ihr vielleicht nur gleichen könnte.“

Die Gräfin ſagte etwas ſchüchtern: „Ich wüßte unſerm lieben Sohne Ludwig keine beſſere Frau aufzufinden, als dieſe Mathilde. Sollte es nicht möglich, nicht wünſchenswerth ſeyn, daß — —“

Der Graf ließ ſie nicht ausreden. Sein Geſicht verfinſterte ſich. „Wie! Was!“ rief er, „Du, du ſelbſt könnteſt ſo thöricht ſeyn, ſo etwas zu wünſchen, oder nur für möglich zu halten? Daß Mathilde und ihre Aeltern es wünſchen, das kann ich mir wohl denken. Sie wollen hoch hinaus! Aber ſo gut dieſe Mathilde iſt, ſo vortrefflich ſie ſeyn mag — ſie iſt doch nur eine Bürgerliche. Sie iſt nicht von hoher Geburt, nicht von Adel.“

Die Gräfin entgegnete: „Der Geburtsadel iſt ganz

gewiß von hohem Werth; aber der Adel der Geſinnungen iſt doch nicht minder ſchätzenswerth!"

„Beides ſollte immer beiſammen ſeyn," ſagte der Graf, „aber daß ein Adeliger eine Bürgerliche heirathet, ſo edel und adelig ihre Geſinnungen auch ſeyn mögen, ohne jedoch gleichſam durch den Stempel des Landesfürſten, Seiner Majeſtät des Königs, anerkannt zu ſeyn — das wäre eine unvernünftige Mißheirath. Ich kann ohne Schaudern gar nicht daran denken. Es wäre ſchrecklich. Wie! Was! Ludwigs Kinder, meine Enkel, ſollten dem hohen Adel Frankreichs nicht ebenbürtig ſeyn? Die lange Reihe von Ahnen ſollte mit ihm enden? Er ſollte der letzte eines hocherhabenen Stammes ſeyn? Nein, nein, nimmermehr!"

Die Gräfin ſprach: „Ludwig wäre, wenn Reinhold ihn nicht erhalten hätte, wirklich der letzte ſeines Stammes geworden. Ich habe Dir noch nicht Alles geſagt, was er mir anvertraut hat. Es war ihm ſchrecklich, unerträglich, ſich aus dem väterlichen Hauſe ſo plötzlich in die Sklaverei verſetzt zu ſehen. Hier bei uns war er als junger Erbgraf von Jedermann geehrt; dort wurde er als Sklave von allen Menſchen verachtet. Bei uns hatte er die beſten Speiſen, und die koſtbarſten Weine im Ueberfluß; dort hatte er nicht einmal genug von dem rauheſten ſchwarzen Brode, und mußte ſich ſeinen Trank mit der hohlen Hand aus dem Bache ſchöpfen. Hier wollte er nur immer ſeinen eigenen Willen haben, und befehlen, und oft ſogar Dir nicht gehorchen; dort mußte er die niedrigſten Dienſte augenblicklich leiſten oder man kam mit der

Peitſche, ihn dazu zu zwingen. In eine ſolche Lage konnte Ludwig ſich ſchlechterdings nicht finden. Er gerieth in Verzweiflung und war ſchon feſt entſchloſſen, von einem Felſen ſich herabzuſtürzen und all ſeinem Elende mit einem Male ein Ende zu machen. Reinhold war ſein guter Engel; Reinhold rettete ihn vom Selbſtmorde, vom Untergange an Leib und Seele. Wie viel Reinhold an unſerm Sohne auch ſonſt noch gethan hat, dies wiſſen wir!"

Der Graf ſchwieg eine Weile. Endlich ſagte er: „Ich muß es geſtehen, der Mann hat ſich um unſere Familie ſehr verdient gemacht. Ich wäre von Herzen bereit, ihm irgend eine große Gnade zu erweiſen, allein in dieſem Augenblick weiß ich gerade nicht welche. Doch, haben wir uns denn gegen Reinhold nicht dankbar gezeigt? Wir haben ihn, ſeine Frau und Tochter in unſer Schloß eingeführt, wir haben dieſe Bürgersleute an unſere gräfliche Tafel gezogen, wir haben mit ihnen einen Umgang gepflogen, als wären ſie unſers Gleichen. Das, denke ich, ſey des Dankes genug. Aber daß ein junger Graf, mein einziger Sohn, ein Bürgersmädchen heirathet, das hieße die ſchöne Pflicht der Dankbarkeit zu weit über die Gränzen treiben. Wenn ich dieſes zugäbe, ſo würde ich mich vor dem ganzen Adel, ſogar bei Hofe lächerlich, ja verächtlich machen. Zu einer ſo unſinnigen Heirath werde ich nie meine Einwilligung geben. Das ſteht feſt, dabei bleibt es. Um aber eine ſolche tolle Heirath um ſo ſicherer zu verhüten, ſollen dieſe Leute nie mehr mein Haus betreten. Nie mehr wollen wir ſie beſuchen. Und dir und beſonders Ludwig," dies ſprach er mit

Augen, die von Zorn funkelten, „verbiete ich es, ja nie eine Zeile an dieſe Leute zu ſchreiben.“

Er ließ die faſt noch volle Kaffeetaſſe ſtehen und ging voll Unwillen in ſein Kabinet.

Alle freundlichen Verhältniſſe der beiden Familien waren nun gänzlich abgebrochen. Reinhold that es zwar leid, doch machte er ſich nicht ſehr viel daraus. Seine Frau ſchien ſich mehr darüber zu betrüben. Mathilde aber weinte oft ſtille Thränen. Sie konnte nicht begreifen, warum Ludwig, der doch verſprochen hatte, ſie bald zu beſuchen, ſich nicht ſehen und keine Sylbe von ſich hören ließ. Sie dachte aber dann immer wieder: „Lieber Gott! Alle dieſe Sorgen, all meinen Kummer, übergebe ich ganz in Deine Hand. Du weißt, was für mich das Beſte iſt! Du willſt nichts als mein Beſtes. Dir vertraue ich und bin beruhigt.“

Auch Ludwig war ſehr beſtürzt und ſah oft ſehr ernſt und trübſinnig aus. Er ging jetzt gewöhnlich in die dunkelſten Gegenden des Waldes auf die Jagd, aber nur um ſeinen traurigen Gedanken nachzuhängen. Doch auch er wußte ſich zu faſſen. „Freilich hätte ich dieſe Ehe als das größte Glück meines Lebens angeſehen,“ ſagte er. „Aber wenn es nicht ſeyn ſoll, ſo ergebe ich mich in Deine Fügungen, lieber Gott! Gieb mir nur Muth, mir alle meine bisherige Hoffnungen aus dem Sinn zu ſchlagen, damit ich wieder meine Geſchäfte und Pflichten, die Du mir auferlegt haſt, ungeſtört erfüllen kann!“

X.

Monate verfloſſen auf dieſe Weiſe. Da brachte eines Tags der Briefträger dem Grafen ein Packet von der Poſt, auf dem geſchrieben ſtand: „Seiner Excellenz zu eigenen Händen zu übergeben.“ Der Graf eröffnete das Paquet begierig. Ein Brief mit zwanzig Louisdor an den ehrwürdigen Pater Prior des Mathurinenkloſters war eingeſchloſſen. Ein Blatt mit einigen Zeilen lag dabei. Es enthielt nach dem geeigneten Titel, blos die Bitte, der Herr Graf wolle, ſeinem Verſprechen gemäß, die Güte haben, den Einſchluß dem Pater Prior der Mathuriner zu überſenden. Empfehlungen von ſeiner Frau und Tochter, an den Herrn Grafen, die Frau Gräfin und den jungen Herrn Grafen waren beigefügt. Der Graf las die Unterſchrift und voll Erſtaunen rief er: „Wie, wie, Freiherr, Reichsfreiherr von Reinholdsheim unterzeichnet er ſich? Ich halte ihn für zu verſtändig, als daß er ſich einen ſolchen Titel eigenmächtig anmaſſen könnte. Wie hätte er aber zu einer ſolchen Erhebung gelangen können? Das begreife ich nicht.“ Damals war es noch nicht gebräuchlich, daß man ſich den Adel für Geld erkaufen konnte. Auch hätte der Graf ſolchen erkauften Geldadel nicht für ſehr ehrenvoll gehalten und auch Herr Reinhold hätte ſein Geld beſſer, zum Wohle ſeiner Mitmenſchen anzuwenden gewußt.

Der Graf ſchellte, der Bediente kam. „Anton,“ ſagte der Graf, „den Brief mit Geld trage ſogleich zu dem Pater Prior der Mathuriner und laß dir die richtige Uebergabe beſcheinigen. Meiner Frau und

meinem Sohne ſage, ſie ſollen hieher kommen, und dem Kutſcher, er ſolle ſich bereit halten, ſogleich anſpannen zu können.

Die Gräfin und der junge Graf wunderten ſich nicht wenig, daß die Reiſe zu Herrn Reinhold gehen ſolle. Erſt unterwegs erfuhren ſie, Reinhold ſey in den Adelſtand erhoben worden. „Wir fahren hin," ſagte der Graf, „ihm zu dieſer Standeserhöhung Glück zu wünſchen."

Reinhold und ſeine Frau, am meiſten aber Mathilde, waren über dieſen ganz unerwarteten Beſuch ſehr erſtaunt. Nachdem nun die gegenſeitigen Begrüßungen und die feierlichen Glückwünſche von Seiten der gräflichen Familie vorüber waren, wollte der Graf vor Allem das Adelsdiplom ſehen. Reinhold brachte es. Es befand ſich in einer Theke von rothem Sammet, mit goldenen Stäbchen verziert. In einer goldenen Kapſel hing das große Siegel des Kaiſers, in Wachs abgedrückt, daran. Das Diplom wurde auf einem Tiſche, den es faſt ganz bedeckte, auseinander geſchlagen. Es war auf Pergament mit ungemein kunſtreichen Buchſtaben von mancherlei prächtigen Farben geſchrieben. Der Graf las es ſehr ernſt und aufmerkſam.

In dem Adelsbriefe redete der Kaiſer, der damals noch Römiſcher Kaiſer genannt wurde, in ſeinem eigenen Namen: „Wir, Franz I., Römiſcher Kaiſer, haben zu unſerer großen Zufriedenheit vernommen, durch welche großartigen Fabrikanſtalten Gottlieb Reinhold eine ſehr herabgekommene Stadt des Reiches zu einem bedeutenden Wohlſtande emporgehoben, welches eine ſo edle, ritterliche That iſt, als hätte er eine Stadt

des Reiches ſiegreich gegen auswärtige Feinde vertheidigt und dem Reiche erhalten. In Anbetracht dieſer großen Verdienſte," hieß es weiter, „erheben wir Gottlieb Reinhold in den Adelſtand, ernennen ihn zum Freiherrn des Reiches und verleihen ihm eine Burg, nebſt allen dazu gehörigen Ortſchaften, welches Rittergut von nun an Reinholdsheim heißen ſoll, zum Lehen. Dieſes Erblehen, das wir hiermit ihm, ſeiner Ehefrau und Tochter verleihen, ſoll auch, nebſt allen adeligen Vorrechten, auf alle ſeine Nachkommen forterben."

Der Graf las alles dieſes mit großem Vergnügen noch einmal laut vor und ſprach dann: „Das iſt ſchön und großmüthig von dem Kaiſer, deſſen Bild ich dort in großem, goldenem Rahmen erblicke. Es iſt ſchön von Ihnen, Herr Baron, daß Sie ſich durch Ihre Verdienſte dieſe Auszeichnung erworben haben. Als ich das letzte Mal Sie hier beſuchte, war dieſes ſchöne Bild noch nicht da. Wie wir alle, die wir hier in dieſem Saale jetzt beiſammen ſind, im verfloſſenen Jahre den Kaiſer in Perſon an dem herrlichen Feſte, an ſeinem Krönungstage in Frankfurt geſehen haben, ſo ſind wir jetzt hier vor ſeinem Bilde verſammelt und bezeigen Seiner Majeſtät unſere Ehrfurcht und unſern Dank."

Der Freiherr von Reinholdsheim ſagte: „Ich denke, wir werden hier in dieſem Saale den Kaiſer noch ſelbſt verehren und ihm danken können. Der Graf von Botzen, der, ſo wie der Kaiſer, ein großer Freund und Kenner des Fabrikweſens und des Handels iſt, kam im verfloſſenen Monate, aus Auftrag Seiner Majeſtät hieher, um meine Einrichtungen in Augen-

ſchein zu nehmen, er erſtattete alsdann dem Kaiſer den vortheilhafteſten Bericht darüber, und überſchickte mir auf des Kaiſers beſondern Befehl in voriger Woche das Adelsdiplom. Er ſchrieb auch, daß der Kaiſer, wenn Seine Majeſtät je wieder in dieſe Gegend kommen ſollte, mich zu beſuchen gedenke."

„Das," ſagte der Graf zu dem Baron, „wäre eine große Gnade und Ehre und Sie müſſen alsdann auch mich einladen."

Mathilde nahm an dieſen Geſprächen wenig Antheil. Adel, adelige Geburt, hohe Kaiſerliche Beſuche waren ihr in dieſem Augenblicke gleichgiltig. Sie hatte ganz andere Gedanken. Ihr anmuthiges Geſichtchen war etwas bleich, ſie blickte wehmüthig zur Erde. Sie wußte es wohl, der Graf ſey ihr und einer Heirath mit ſeinem Sohne entgegen, was er aber an ihr auszuſtellen habe, konnte ſie ſich nicht denken.

Jetzt wendete der Graf ſeine Worte an ſie und ſagte: „Nun, mein verehrtes Fräulein, freuen Sie ſich doch auch! Ich hatte, ſeit ich Sie das erſte Mal ſah, eine unbegränzte Hochachtung gegen Sie. Sie ſind ein ſo verehrenswerthes und liebenswürdiges junges Frauenzimmer, wie ich bis jetzt noch keines kennen gelernt habe. Nur eines mangelte Ihnen, Sie waren nicht von Adel. Deßhalb konnte ich zu meinem großen Leidweſen auch unmöglich zugeben, daß Sie und mein Sohn ſich ehelichten. Nun iſt aber dieſem Ehehinderniſſe, das freilich nur bei uns Adeligen gilt, abgeholfen. Der Kaiſer hat Sie in den Adelſtand erhoben. Ich habe nun nichts mehr gegen eine Verbindung mit meinem Sohne einzuwenden."

Die Gräfin bemerkte: „Meine lieben Kinder! lieber, beſter Ludwig, liebe, gute Mathilde, der Kaiſer, den ihr an ſeinem Krönungsfeſte mit Ehrfurcht angeſtaunt habt, der aber nichts von euch weiß, hat euch nun beide glücklich gemacht. Doch Gott, der die Geſinnungen der Fürſten, wie Waſſerbäche leitet, der liebe, gute Gott hat dieſes gethan. Gott hat aus zwei Welttheilen, dich Ludwig aus Afrika, und dich Mathilde aus Amerika gleichſam an ſeiner Hand zuſammen geführt. Ehen werden ja im Himmel geſchloſſen."

Der Graf ſprach nun wieder: „Ich und meine Gemahlin freuen ſich innigſt darüber, Sie, meine liebe Mathilde, unſere Tochter zu nennen; und wie ich überzeugt bin, ſind ihre Aeltern ebenſo erfreut, Ludwig als ihren Sohn anzuerkennen. Lieber Ludwig, reiche jetzt Mathilden deine Hand — und ſeyd denn ſo unter dem Segen eurer beiderſeitigen Aeltern miteinander verlobt und der allmächtige Gott wolle, wenn ihr mit einander am Altare ſtehen werdet, eure Ehe einſegnen und den Segen, den der Prieſter über euch ausſpricht, im vollſten Maße erfüllen."

Beide Mütter vergoßen reichliche Freudenthränen, auch die Väter konnten ſich der Thränen nicht enthalten. Väter und Mütter blickten zum Himmel auf und flehten zu Gott: „Du, unſer lieber Vater im Himmel, ſegne unſere geliebten Kinder auf Erden!"

Welche Seligkeit aber die Verlobten empfanden, daß ihre Herzensangelegenheiten jetzt eine ſo unerwartete, glückliche Wendung genommen und ihre Traurigkeit in Freude verwandelt wurde, läßt ſich nicht beſchreiben.

Großartige Anſtalten zum Hochzeitsfeſte wurden getroffen. Ludwig erſuchte in einem herzlichen, freudevollen Schreiben ſeinen ehemaligen Lehrer, den Pfarrer, ſeine Ehe einzuſegnen.

Die ſchwarze Maria wünſchte mit Thränen in den Augen, Mathilden Glück und bat ſie nur um das Einzige, Mathildens Kammermädchen bleiben zu dürfen. „Nicht nur das," ſagte Mathilde, „du mußt meine Brautjungfer werden. Du haſt die Leiden mit mir getheilt; du ſollſt nun auch an meinen Freuden Antheil nehmen. Der Kranz von weißen Roſen wird ſich auf deinem ſchwarzen Lockenkopfe gewiß gut ausnehmen."

All die Pracht und Herrlichkeit, womit nach einem Monate das Hochzeitfeſt gefeiert worden, kann ſich jeder Leſer bei dem Reichthume und der Freude der Aeltern über eine ſo ſichtlich von Gott herbeigeführte Verbindung ihrer geliebten Kinder leicht ſelbſt denken. Lieber wollen wir die wunderbaren Fügungen Gottes in den erzählten Begebenheiten noch einmal überdenken, und die großen Leiden, die über dieſe guten Menſchen, die Gott aufrichtig liebten, gekommen ſind, und die Ergebung in den Willen Gottes, womit ſie dieſelben übertrugen, zu Herzen faſſen, und uns die Wahrheit recht anſchaulich machen:

Gott leitet denen, die Ihn lieben, Alles zum Beſten.

Druck von Hartmann in Augsburg.